

A young man and woman are sitting on colorful, multi-colored concrete steps outdoors. The man is wearing a blue and white striped t-shirt and blue jeans, and the woman is wearing a red and white striped t-shirt and blue jeans. They are both smiling and kissing each other. The background is a blurred green lawn and trees. A black circular graphic is overlaid on the right side of the image.

**15**  
**JAHRE**  
LIKE A DREAM

# LIKE A DREAM

JULIANE SEIDEL (HRSG.)

Benefizanthologie

# Like a Dream

## Benefizanthologie

### - Leseproben -

*Herausgeber: Juliane Seidel*

© Juliane Seidel, 2016

Zietenring 12

65195 Wiesbaden

[www.juliane-seidel.de](http://www.juliane-seidel.de)

[www.like-a-dream.de](http://www.like-a-dream.de)

koriko@gmx.de

Cover: ©Casandra Krammer

Lektorat: Juliane Seidel, Brunhilde Witthaut, Christina McKay

Korrektur: Anna Maske, Brunhilde Witthaut,

Elisa Schwarz, Kay Monroe

Satz: Chris P. Rolls

Sämtliche Personen dieser Geschichten sind frei erfunden und Ähnlichkeiten daher nur zufällig.

Im wahren Leben gilt: Safer Sex.

Ebooks sind nicht übertragbar und dürfen auch nicht kopiert oder weiterverkauft werden. In jedem Buch steckt jahrelange Arbeit, bitte respektiert das. Die Autoren freuen sich sehr über Rückmeldungen, z.B. bei Facebook, per Mail oder als Rezension.

*Nimm dir Zeit zum Träumen – es bringt dich den Sternen näher.  
(Irisches Sprichwort)*

# Mehr als ein Traum

Karo Stein

Seit zwei Monaten komme ich jeden Mittwochnachmittag ins *Divine*, ein kleines alternatives Café, und höre ihm zu. Er sitzt auf einem alten Stuhl am Rand der winzigen Bühne und liest Gedichte, die er vermutlich selbst geschrieben hat. Ein Mikrophon braucht er nicht, denn seine Stimme zieht nicht nur mich magisch in seinen Bann. Tief und sinnlich, sentimental und melancholisch, mit einer Klangfarbe, die bei mir für Gänsehaut sorgt und mich absolut um den Verstand bringt.

Dabei mag ich Gedichte nicht besonders. Genau betrachtet habe ich seit der Schulzeit nie wieder einen Gedichtband zur Hand genommen. Schon damals konnte ich Reimen jeglicher Art kaum etwas abgewinnen. Natürlich gibt es die großen altehrwürdigen Meister, die ich im Rahmen des Deutschunterrichts ertragen und gemocht habe, aber alles darüber hinaus entzieht sich vollkommen meinem Verständnis. Es war eine Qual, als Anton, mein erster Freund, ein Liebesgedicht für mich geschrieben hat. Das Gefühl von Fremdschämen überkommt mich noch heute, viele Jahre später, wenn ich nur daran denke. Es tut mir leid, dass ich viel weniger emotional darauf reagiert habe, als er es erwartet hatte. Wir sind längst nicht mehr zusammen, was allerdings nichts mit seiner Leidenschaft fürs Dichten zu tun hatte. Noch heute sind wir locker befreundet. Anton schreibt immer noch Verse, die hoffentlich jemand anderes mehr zu würdigen weiß.

Wenn er sehen würde, wie ich hier sitze, zuhöre und gar nicht genug von diesem Typen bekommen kann, würde er mich vermutlich für verrückt halten. Eine Möglichkeit, die ich bereits in Erwägung gezogen habe und weswegen ich letzten Mittwoch nicht hergekommen bin. Bei dem Gedanken daran schüttelt es mich. Der Tag war grauenhaft gewesen, eigentlich sogar die ganze Woche. Ich habe mich noch nie so unruhig und überflüssig gefühlt. Es gab einfach nichts, womit ich mich längere Zeit ablenken konnte. Ich war regelrecht aggressiv. Am Ende habe ich eingesehen, dass es keine gute Idee gewesen ist und ich einen anderen Weg finden muss, um den kleinen Poeten aus meinem Kopf zu bekommen.

Deshalb sitze ich heute wieder hier und lausche ihm wie hypnotisiert. In meinem Kopf läuft währenddessen ein Film, dessen Inhalt keineswegs

jugendfrei ist und der mich heute Nacht um den Verstand bringen wird. Ich sollte ihn ansprechen, irgendetwas tun, bevor ich tatsächlich noch durchdrehe. Es wäre mit Sicherheit besser, eine Abfuhr zu erhalten, als dieses ständige Hoffen. Dabei bin ich überhaupt nicht der Typ, der passiv auf eine Chance wartet. Bisher habe ich mir immer genommen, was ich wollte. Ich weiß, wie ich mich und meinen Körper in Szene setze und habe kein Problem damit, meine Bedürfnisse klar zu definieren und Grenzen zu ziehen. Nach einer Partnerschaft steht mir nicht der Sinn und an die große Liebe glaube ich nur bedingt. Bisher ist jeder Versuch eine längerfristige Beziehung zu führen, hoffnungslos gescheitert. Vielleicht bin ich einfach nicht dafür gemacht. Ich brauche niemanden an meiner Seite, um mich besser oder gar vollständig zu fühlen.

Umso verwirrender ist es, dass dieser Kerl mir nicht aus dem Kopf geht und ich viel zu viel über ihn nachdenke. Ich lausche seinen Worten, sauge jede Bewegung auf und verinnerliche die Form seines Mundes, die winzigen Grübchen, die entstehen, wenn er lächelt. Manchmal erscheint es, als würden seine Augen für winzige Momente aufleuchten, dann sind sie wieder unendlich dunkel und voller Schmerz. Ich mag es, wenn er sich verlegen durchs Haar streicht, wenn er die Nase kraus zieht oder wenn seine Mundwinkel zucken.

Seufzend trinke ich einen Schluck von meinem Milchkaffee und sehe mich um. Einmal abgesehen von dem wunderbaren Mann mit den Gedichten, ist das *Divine* längst mein Lieblingscafé. Es hat einen ganz besonderen Charme, der zwischen verrückt und elegant pendelt. Es gibt alte Sofas mit tiefen Polstern, jeder Stuhl ist ein Unikat, ebenso wie die Tische. An den Wänden hängen Bilder der großen Discoqueen *Divine*, aber auch andere Musiker und Schauspieler der 70er und 80er Jahre. Die Schwarz-Weiß-Aufnahmen gefallen mir besonders gut. Sie durchbrechen auf atemberaubende Weise den ganzen Glitter und Glamour. Es gibt immer wieder etwas Neues zu entdecken, was den Reiz des Cafés ausmacht. Ganz zu schweigen von dem großartigen Kaffee, den es hier gibt.

Ich begreife nicht, was mit mir los ist. Ich sollte ihn ansprechen, auf ein Getränk einladen und diese seltsame Sache klären. Vielleicht reicht ein schneller Fick und es ist vorbei. Vielleicht sind wir uns auch dermaßen unsympathisch und müssen gar nicht so weit gehen. Leider bezweifle ich das. Ich sollte schnellstmöglich ergründen, ob die Anziehung auf Gegenseitigkeit

beruht.

Die meisten Gedichte sind voller Schmerz und Zweifel und handeln von unglücklicher Liebe. Manchmal verstehe ich die Metaphern nicht. Ja, die Worte ergeben kaum einen Sinn, aber seine Art, sie zu rezitieren und zu betonen, berührt mein Herz. Verrückt, absolut verrückt und surreal.

Bei jedem Lächeln kribbelt es in meinem Bauch und ein heißes Gefühl jagt durch meinen Körper. Ich wünschte, er würde mich nur einmal ansehen. Wenn er dort vorn sitzt, scheint er vollkommen selbstvergessen zu sein und danach ... verschwindet er ohne sich umzusehen. Während ich ihm hinterhersabbere, hat er mich vermutlich noch nicht einmal wahrgenommen.

Dabei ist das *Divine* nicht besonders groß. Ich suche mir meist einen Platz in der Nähe der Bühne. Einige Male habe ich schon in Erwägung gezogen, meine Kaffeetasse vom Tisch zu schubsen. Dann hätte ich mit Sicherheit seine Aufmerksamkeit, leider aber auch die aller anderen Gäste.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Träume für Finn

Elisa Schwarz

\*\* Gegenwart \*\*

Mittendrin kommt der Moment, in dem ich vor der Welt fliehe. Die Arme ausbreite, Anlauf nehme und abhebe. Mit der Luftströmung über Berge, Wiesen, Wälder, Städte und Felder gleite, bis die Miniaturansicht unter mir in einen farbigen Brei übergeht. Bis ich frei bin und atmen kann, mich fallenlassen darf und dennoch getragen werde. Die höhrenden und einschmeichelnden Stimmen, die Schreie und das Gelächter in meinem Kopf, das dumpfe Stöhnen, Keuchen und Schnarren – all das wird leiser, verstummt. Das Pfeifen des Luftwiderstandes klingt wie ein Konzert der Freiheit. Ich bin der Dirigent meines Lebens. Ich ganz alleine. Angestachelt von Hass und Zorn balle ich die Hände zu Fäusten. Mut lässt mich den Rücken durchdrücken, meine Muskeln anspannen. Angst wird von den Windböen davongetragen und entblättert mich Stück für Stück. Zurück bleibe ich – nackt, rein, schön – mit all meinen Facetten. Meine Gefühle habe ich mitgenommen. Nichts kommt an mich heran. Kein Schmerz der Welt, von der ich mich weit entfernt habe.

Ein Panzer überrollt mich, kaum, dass ich die windige Höhe hinter mir gelassen habe, mich an den Ort zurückwünsche, der mein Sicherheitsnetz bildet. Das Atmen fällt mir schwer. Ich krümme mich, ziehe die Beine an und mache mich klein.

»Finn?« Nach dem Schmerz und dem Pfeifkonzert höre ich sie immer: Die Stimme von *Frau*. Mit samtene[n] Worten und Versprechungen versucht sie mich aus dem Nichts zu ziehen. Zurück in die brutale Realität. Ich zittere und japse, beginne um mich zu schlagen.

»Finn, du musst aufwachen.«

Mein Brustkorb ist zentnerschwer. Der Panzer ... nimm ihn weg. Ich bekomme keine Luft mehr. Noch bevor ich realisiere, wer meinen Namen ausspricht, spüre ich schon die Tränen meine Wangen nach unten laufen.

Es ist Neill. Mein Neill.

»Finn, bitte. Wach auf! Du musst zu dir kommen.«

Das bin ich! Mein Name dringt in mich, kommt bei mir an. Hilft mir, klarer zu werden. Zu oft war ich Daniel. Fand *Mann* schöner. Konnte *Mann* besser stöhnen. Heute kenne ich den wohl wichtigeren Grund: *Mann* konnte sich von Finn, seinem eigenen Fleisch und Blut, besser distanzieren.

»Neill?« Meine Nase läuft. Ich ziehe sie hoch und bebe weiter. Fahrig wische ich über mein Gesicht. Der Druck nimmt endlich ab. »Neill?«

Ein leises Brummen folgt.

»Neill?«, rufe ich erneut, lauter diesmal.

»Ich höre dich, Finn. Ich bin bei dir.« So sanft.

Nach kurzem Suchen finde ich sie: Seine Hände, die meine Sorgen weg streicheln, Wärme in mich massieren. Es sind gute Hände, vertrauensvolle Berührungen. Ich umfasse die Finger, die sich um meine schließen. Gegendruck ist gut. Fester ...

Es dauert.

Es dauert immer.

Alles schmerzt. Der innere Schmerz ist schlimmer, als der körperliche.

Langsam richte ich mich auf, mit beiden Händen mit Neill verbunden, und hebe schwerfällig den Kopf. Ich blinzle Neill entgegen, hole angestrengt Luft und zittere.

»Du bist schon lange nicht mehr geflogen.« Seine Stimme hat einen karamellfarbenen Klang – samtig, ein wenig eingefärbt. »Ist gestern etwas gewesen?« Neill sieht mich an, aus klaren blauen Augen.

Eine schweißnasse Haarsträhne streicht er mir aus der Stirn und fährt mit dem Daumen über meine Wange und Oberlippe. Ich drücke mein Gesicht in seine Handfläche, nehme alles, was er bereit ist, mir an Zärtlichkeit zu schenken. Ich betrachte seinen Mund, den ich so gern küsse. Erinnerungen unserer gemeinsamen, letzten Jahre erblühen in mir, schön wie ein Traum. Sie sind immer präsent.

Auf seine Frage hin schaue ich zur Seite, schluchze erneut. »Vielleicht war es der Mann gestern auf der anderen Straßenseite. Er hatte etwas Komisches an sich.«

Dabei sah er so normal aus. Ein normaler Passant, ein Durchschnittstyp.

»Möchtest du darüber reden?«

Schnell schüttle ich den Kopf. »Später.«

Nach einem aufreibenden Albtraum bin ich nie sofort bereit. Neill nickt, akzeptiert das. Statt zu reden, beuge ich mich vor. Ich lehne mich an den warmen, vertrauten Körper und spüre seinem Herzschlag nach. Weiche Lippen senken sich auf meine, spenden mir Trost. Nur langsam weicht der Druck von meiner Brust.

Der Kuss dauert ungewöhnlich lange, beflügelt mich und zieht mich weiter über die Schwelle ins Hier und Jetzt. Der Glanz in Neills Augen spiegelt die Wirklichkeit unserer Verbindung wieder. Die Ebene, auf der wir gemeinsam funktionieren, leben und lieben gelernt haben.

*Ein Feuerwerk vom Himmel aus zu betrachten,  
ist genauso schön, wie dem im eigenen Körper zu lauschen.*

Bereits geduscht und angezogen, fertig für die Arbeit, zückt Neill sein Handy und tippt hastig eine Kurznachricht ein. Ich muss nicht fragen, für wen sie ist. Er informiert seinen Vorgesetzten. Es war eine Prämisse für ihn, einen Job mit flexiblen Arbeitszeiten zu bekommen – wegen mir.

»Frühstück?« Eine obligatorische Frage, die Neill dennoch täglich stellt. Mein Kopfschütteln folgt automatisch und Neill seufzt auf.

»Kuscheln?« Mechanisch nicke ich und lasse mich von ihm in meine übliche Seitenlage befördern. Auf dem Rücken schlafe ich nicht. Nie wieder. Die Angst, *Mann* könnte über mich kommen, sitzt tief. Lächelnd legt Neill sich mir gegenüber, streichelt mir immer wieder durch mein Haar und lässt die Finger meine Schläfe entlang wandern. Minutenlang. Eine halbe Stunde. Die Stille des Raumes und Neills Anwesenheit sind meine Nervennahrung. Mein Zittern ebbt ab. Noch fünfzehn Minuten. Weitere fünf. Ich atme geräuschvoll aus und drücke abermals meine Wange in seine Handfläche hinein.

»Ich muss gleich los, Finn. Kann ich dich alleine lassen?« Er sieht mich an, fürsorglich und besorgt.

»Sicher. Geh nur.«

Neill kann sich darauf verlassen, dass ich meine, was ich sage. Fünf Jahre Beziehungsarbeit liegen hinter uns.

Ein letzter Kuss folgt. Dann noch einer, weil ich ihm nachgehe, als er aufsteht.

Bevor er sich von mir löst, streicht er über meine Arme zu meinen Händen hinab. Unsere Fingerspitzen trennen sich erst, als er sich einen weiteren Schritt von mir entfernt. »Wir sehen uns heute Nachmittag, mein Lieber. Wollen wir was kochen oder mal wieder ausgehen? Es tut dir immer gut, nach einem Flug rauszukommen.«

Meine einzige Mahlzeit am Tag ist ihm wichtig. Mir nicht. Dennoch nehmen wir sie unumgänglich ein, seit wir gemeinsam leben. Für Neill ist das ein verbuchter Erfolg auf meinem Genesungsweg, für mich eine Notwendigkeit. Ich lausche in mich hinein, wiege den Kopf. »Ausgehen wäre schön. Wir waren tatsächlich länger nicht mehr weg.«

»Fein. Das schaffst du, ich bin mir sicher.«

Ich nicke schnell, drücke meine Lippen auf seine Wange und schlurfe in die Küche, um mir einen Kaffee zu holen. Auch mein Arbeitstag steht an. Doch im Gegensatz zu Neill verlasse ich diese vier Wände selten ohne Begleitung. Vor allem nicht ohne Ziel und nie, ohne Neill vorher Bescheid zu geben. Ich bin Webdesigner und arbeite von zuhause aus. Mir gelingt ein Lächeln in Neills Richtung, als er mir *Tschüss* zuruft. Ich werfe ihm einen Luftkuss zu, den er geschickt auffängt und in der Tasche seiner Jeans verstaut.

„Ich liebe dich so sehr.“ Er bewegt stumm die Lippen, lesen kann ich es in seinen Augen.

**Fortsetzung in**  
**„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Der unsichtbare Mantel

Sabrina Železný

Eine Klinge aus Eis fährt bei jedem Atemzug in meine Lungen. Keuchend bleibe ich auf dem schmalen Pfad stehen, eine Hand fest um den Rucksackriemen gekrampft, und lasse den Blick aufwärts schweifen, während ich nach Luft ringe. Wolken schmiegen sich wie schlafende Katzen an die Bergflanken, bewachen den Schimmer des schwindenden Gletschers. Colquepunku, die Silberpforte. Ich kneife die Augen zusammen, bis ich die Silhouette des Bergs durch die Nebelschwaden erahnen kann.

Als kleiner Junge bin ich über die Trampelpfade und Hänge getobt wie ein *viscacha*, das langschwänzige Kaninchen der Anden. Atemnot und Höhenangst kannte ich nicht. Die schroffe Ödnis des Hochgebirges war meine Heimat. Damals habe ich geglaubt, dass Colquepunku mich beobachtet, bei jedem meiner Schritte ein Auge auf mich hat. Er war mir immer näher als der Gott und all die Heiligen, die eingesperrt im Halbdunkel der Dorfkirche vor sich hindämmerten. Wie hätten sie auf mich achtgeben können? Vielleicht war es der wirre Aberglaube und die Abgeschiedenheit, in der ich aufgewachsen bin, die aus einem sonderbaren Kind einen sonderbaren Mann gemacht haben.

Heute mag ich nicht mehr daran glauben, dass eine Handvoll Steine über mein Schicksal wacht. Auch wenn sich wieder das Gefühl einstellt, dass mir ein aufmerksamer Blick durch die Wolkenschleier folgt. Misstrauisch, vielleicht sogar feindselig. Ich bin kein Kind der Höhen mehr, sogar die Luft ist mir fremd geworden. Als ob Colquepunku mich zurück ins Tal stoßen möchte, mich nicht hierhaben will, weil er genau weiß, dass ich schon lang nicht mehr hierher gehöre.

Ich beiße mir auf die Unterlippe, senke den Blick auf den Weg und stapfe entschlossen weiter. Nicht, dass es nicht verlockend wäre, auf der Stelle kehrt zu machen. Aber es kommt nicht in Frage. Bis ich zurück in Mahuayani ankäme, wird es fast dunkel sein, und heute fährt kein Bus mehr zurück nach Cusco. Die Leute im Dorf kennen mich auch nach all den Jahren noch: Mariano, der Patensohn von Gregorio Quispe, dem *curandero*, dem Heiler, der dort oben in der Einsamkeit lebt. Sie würden wissen, dass ich nicht bis zu ihm emporgestiegen bin, würden Fragen stellen und mich am Ende — wenn ich ehrliche Antworten gäbe — die gleiche Feindseligkeit spüren lassen wie

Colquepunku.

Nein, ich muss weitergehen. Daran denken, dass mir die Ruhe hier oben guttun wird, dass ich in der dünnen Luft vielleicht zur Vernunft kommen oder zumindest einen Hinweis darauf finden werde, wie ich zu dem werden konnte, was ich geworden bin.

Meine Gedanken wandern zurück nach Cusco, dem Meer roter Ziegeldächer an filzgrünen Bergflanken, dem sonnenwarmen Asphaltboden des Schulhofs der Sekundarstufe, über den ich so lange Jahre mit meinen Freunden getollt bin. Und wieder drängen die Bilder hoch, die mir die Knie seltsam weich werden lassen: Lorenzo, dem das verschwitzte Trikot eng am Körper klebt, das Spiel seiner Muskeln betonend. Sein Lachen, das freche Blitzen in seinen Augen. Ich selbst, nachts auf der harten Matratze meines Zimmers, die Hand zwischen meinen Beinen, die Lippen aufeinandergepresst, damit mir ja kein Stöhnen entschlüpfen und mich verraten kann. Auf der anderen Seite der Holzwand schläft Doña Leona, meine Vermieterin, streng genug, dass sie mich sofort vor die Tür setzen würde, wenn sie mich beim Masturbieren ertappte.

Wieder spüre ich das Brennen in meinen Wangen, das Pochen in meinem Schritt. Das Problem ist nicht, dass ich manchmal hart werde und mir dann selbst Erleichterung verschaffen muss. Auch nicht, dass ich es genieße. Das Problem ist Lorenzo. Nein, das Problem bin ich. Ich bin nicht normal. Ich muss krank sein. Und das ist der Grund, warum ich mich zurück in die Kälte am Fuße Colquepunkus flüchte. Vielleicht komme ich hier wieder zur Besinnung.

Hinter der nächsten Wegkehre kommt Gregorios Haus in Sicht, und mein Herz macht einen Sprung, den ich so nicht erwartet habe. Wieder halte ich für einen Moment inne, betrachte die ärmliche Hütte, die an der Felswand klebt, und spüre ein Lächeln in meine Mundwinkel kriechen, das stärker ist als der Schmerz in meinen Lungen.

*Zuhause.*

Es ist so lange her, dass ich von diesem Ort auf diese Weise gedacht habe! Aber so ist es gewesen, in einer fernen Zeit, die mir vorkommt wie ein anderes Leben. Eines, das ich wie eine alte Schlangenhaut abgelegt habe. Und doch habe ich das Bild des windschiefen Hauses immer im Herzen getragen. Ich habe es nur nicht mehr gewusst.

Die letzten Meter fallen mir leichter. Ich behalte die Hütte im Blick, beschleunige sogar meine Schritte. Die Rostflecken auf der Metalltür sind größer geworden, sehe ich im Näherkommen, ansonsten hat sich nichts verändert.

Ich klopfe mit den Fingerknöcheln an und bin schlagartig nervös. Es ist Jahre her, dass ich zuletzt hier war. In den großen Ferien habe ich immer wieder neue Ausflüchte gefunden, warum ich in Cuzco bleiben muss und den Weg nach Mahuayani nicht antreten kann. Umso bitterer war der letzte Sommer, als Victoria gestorben ist, und ich zwischen all meinen Prüfungen tatsächlich nicht kommen konnte, um mich zu verabschieden, um Gregorio beizustehen. Ich weiß nicht, ob er mir böse ist. Ich weiß nicht einmal, wie ich ihn begrüßen soll.

Er zieht die Tür nach innen auf, kaum dass ich die Hand sinken lasse. Gebeugt geht er mittlerweile, die milchigen Iriden leuchten förmlich in dem dunklen Gesicht, aber auf seinen Zügen ist ein Strahlen, das mir nicht gelten dürfte.

»Mariano«, sagt er und breitet die Arme aus. Das ist die vertraute, heisere Stimme, deren Worte in meiner Kinderzeit oberstes Gebot waren. Nur der Hauch eines Zitterns in den freudig ausgesprochenen Silben.

Ich frage nicht, wie Gregorio mich so zweifelsfrei erkannt hat, wenn er die Welt um sich herum doch schon seit Jahren nicht mehr sieht. Vermutlich hat er mich einfach erwartet. Ich lasse mich in seine Umarmung ziehen und drücke den hageren Greisenkörper fest an mich, rieche Rauch, kalte Asche und eine Ahnung von Hochlandkräutern. Das erste Mal, seit ich in Mahuayani aus dem Bus geklettert bin, fühlt es sich nach Heimkehr an.

\*\*\*

Das schmale Bettgestell an der hinteren Zimmerwand steht da, als hätte es auf mich gewartet. Die dunkelblaue Tagesdecke auf eine Art glattgestrichen, wie sie nur Victoria beherrschte. Immer hat sie das getan, nachdem ich selbst mein Bett gemacht hatte: Mit einem fast schelmischen Funkeln in den Augen und zwei Handgriffen; manchmal von einem unterdrückten Ächzen begleitet, wenn sie sich wieder aufrichtete. Aber selbst der schmerzende Rücken konnte das Lächeln nie aus ihrem Gesicht vertreiben.

Ich stehe vor dem Bett und habe Scheu, meinen Rucksack darauf abzustellen. Nie wieder wird Victoria meine Tagesdecke glattstreichen, nie wieder wird sie mir zuzwinkern. Unwillkürlich presse ich die Lippen zusammen.

Erst auf den zweiten Blick entdecke ich das dünne Schulheft aus rauem Altpapier, das auf dem Kopfende liegt.

Gregorio ist mitten im Zimmer stehengeblieben, den Kopf erhoben, vielleicht, weil er so genau auf jedes Geräusch von mir lauscht.

»Stell deine Sachen ab, Junge«, sagt er leise. »Es müsste noch etwas für dich auf dem Bett liegen.«

»Ein Heft«, antworte ich stirnrunzelnd und lasse meinen Rucksack auf den Steinboden plumpsen. Hefte wie diese haben wir früher im Krämerladen von Mahuayani gekauft, ein paar Centavos das Stück. Meine ersten ungelenten Buchstaben habe ich darin gemalt, als ich noch jeden Tag die Stunde Marsch in die Dorfschule bewältigen musste. Ewigkeiten ist das her.

»Von Victoria.« Ein Eifer schwingt in Gregorios Stimme mit, der mich verblüfft. »Sie wollte, dass du es bekommst. Es ist eine Geschichte. Sie hat sie lange aufgehoben, im Herzen, weißt du? Für Abende bei Feuerschein und heißem Kräutertee. Aber weil du nicht kommen konntest, hat sie alles dem Heft erzählt.«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Die Freiheit in Gedanken

Jannis Plastargias

*Für manche Menschen ist es eine Angstvorstellung: in einen Strudel zu gelangen, in die Meerestiefe gerissen zu werden und niemals mehr auftauchen zu können. Für Yasser hat dies etwas Tröstliches, ist es etwas Erstrebenswertes: unter Wasser zu bleiben, nie mehr auftauchen und diese Unfreiheit über Wasser fühlen. Er sehnt sich danach, frei im Wasser zu schweben. Egal, ob er danach für immer von der Erde getilgt, als Meeremann weiterleben oder direkt in den Himmel, in das Paradies oder die Hölle, reisen würde. Aber für Letzteres müsste er an Gott oder Allah glauben – und das tut er ganz sicher nicht ...*

Diese nächtlichen Spaziergänge sind für Yasser zur Gewohnheit geworden, seitdem er in der Flüchtlingsunterkunft – in seinem Fall ein Hotel in Frankfurt Niederrad – lebte. Ein kleiner Luxus, den er sich nun leisten kann. Ein Stückchen Privatsphäre, ein Vorgeschmack auf Freiheit, die noch immer in weiter Ferne zu liegen scheint. In Syrien, genauer gesagt in Aleppo, hätte er so etwas niemals tun können. Soldaten hätten ihn aufgegriffen und zur Rede gestellt. Vielleicht hätten sie ihn gefragt, was er um die Uhrzeit draußen machte, ob er sich einen Liebhaber suchte. »Na, Zimmel (Schwuchtel)«, könnte einer sagen, »suchst du jemanden, der dich in den Arsch fickt, ja, Zimmel? Wie wäre es mit mir?«, würde einer von ihnen fragen und seine Kollegen würden dabei spöttisch lachen. »Nehmen wir ihn mit«, hätten sie vor seinen Augen gescherzt. »Wir könnten unseren Spaß mit ihm haben.« Ihren Spaß ... Vielleicht wäre er missbraucht worden, vergewaltigt, vielleicht aber auch *nur* blutig geschlagen und in den Arrest gesteckt worden.

Yasser genießt den Gang durch die Dunkelheit des kleinen Waldes, die angenehme Ruhe, die er in Aleppo nicht mehr hatte hören können. Diese friedliche Ruhe einer ganz normalen Nachbarschaft, in der die Kinder ohne Angst in den Kindergarten oder in die Schule gehen konnten und in der beim Heimkommen das Haus noch stand, in dem sie morgens aufgewacht waren. Die Villa seines Vaters war zerbombt worden, das Haus seiner Mutter, die von ihrem Mann in Trennung lebte, stand vermutlich noch. So sagten es ihre Verwandten, die trotz des Krieges noch dort lebten.

Sein Vater. Über ihn dachte Yasser viel nach. Ja, er musste diesem Hundesohn dankbar sein, weil er ihm, seiner Mutter und seinen beiden Schwestern die

Flucht nach Deutschland ermöglicht hatte. Ohne ihn hätten sie all das Geld nicht aufbringen können. Er setzte sich kurz auf eine der Bänke in dem Wäldchen und dachte an all die Schmähungen seines Vaters. Gerade noch, eine Stunde vor dem Spaziergang, hatten sie mit ihm telefoniert. Yasser hatte so viel Prügel von dem Mann, dessen Namen er trug, bezogen. Er konnte sich gar nicht mehr daran erinnern, wie viele blaue Flecken und blutende Verletzungen er davon getragen hatte. Ob seine inneren Wunden jemals heilen würden, konnte er noch immer nicht sagen. Yasser fühlte sich nicht akzeptiert, fast schon ungeliebt. Er kam sich minderwertig vor, als hätte er es nicht verdient, ein bisschen glücklich zu sein. Am Telefon erneut kein Wort darüber, wie bravurös er die Angelegenheiten seiner Familie erledigt, die Behördengänge und das Konto der Familie gemanagt hatte. Im Gegenteil: der Hundesohn-Vater beleidigte ihn sogar über Tausende Kilometer hinweg, indem er fragte, ob es dem kleinen *Zemmel* gut gehe. In diesem Moment raste Yassers Herz, es scheint immer zu rasen, wenn er kurz davor ist, auszufliegen. Freiheit. Die wünscht er sich mehr als alles andere, doch er kriegt sie nicht, noch nicht. Sein Vater ist noch immer zu nah, trotz der Tausenden von Kilometern zwischen ihnen. Und die Freiheit, nach der Yasser sich sehnt, ist auch in Deutschland noch nicht möglich. So lange er ein Flüchtling ist und weniger Bürgerrechte hat als der Rest der Menschen in seiner neuen Nachbarschaft, so lange wird ihm die Freiheit verwehrt bleiben. Er hört ein Geräusch hinter sich, ein Rascheln. Wahrscheinlich klettert ein Tier zwischen dem Gestrüpp herum, vielleicht ist es auf der Suche nach Beute, vielleicht ebenfalls auf der Flucht. *Ich sehne mich danach, jemand zu sein, denkt er. Doch hier bin ich ein Niemand.*

Yasser läuft auf dem Kiesweg an den Schrebergärten vorbei, zur breiten Straße, in der die großen Firmen ihre Niederlassungen haben. Er muss an ihnen vorbei, um zum Hotel zu gelangen. Hotel. Das hört sich luxuriös an. *Glück im Unglück haben:* diese Formulierung hatten sie am Morgen in der Schule gelernt. Er ist in einer IK, einer Intensivklasse, an einem Frankfurter Gymnasium. Er lernt dieses Schuljahr vor allem Deutsch, gemeinsam mit anderen Sechzehn- und Siebzehnjährigen, die noch nicht lange in Deutschland sind. Es sind nicht alles »Flüchtlinge«, manche von ihnen sind auch Kinder von Diplomaten aus Ländern wie Mexiko und Kroatien. Sie sind »legal« hier – Einwanderer. Er ist auch ein Einwanderer – wieso kriegt er das

Etikett »Flüchtling« aufgedrückt? Muslimischer Flüchtling aus Syrien? Dabei ist er noch nicht einmal Muslim, nicht praktizierend, weil er Agnostiker ist.

*Glück im Unglück* bedeutet für ihn: Er ist in einem Hotel untergebracht, das sich beworben hatte, Flüchtlinge zu beherbergen. Natürlich war es hier besser als in einem Camp, das verstand sich von selbst. Sie haben die Möglichkeit, die Küche zu benutzen und selbst zu kochen, sie haben die Möglichkeit, ihre Wäsche zu waschen. Natürlich müssen sie ihre Räume selbst säubern, und er macht dies sehr gerne. Wenn *die Leute*, zum Beispiel in seiner Schule, hörten, dass Flüchtlinge in Hotels wohnten, dann kamen gleich dumme Sprüche:

*Boab, welchen Luxus diese Flüchtlinge bezahlt bekommen. Und das bezahlen alles wir! Unsere Steuern!*

Er geht die Treppe zu seinem Zimmer hoch. Sein Zimmer. Es ist ein Doppelzimmer, das er mit seiner jüngeren Schwester Yara bewohnt, während die Mutter mit der kleineren Schwester Fatma im anderen Doppelzimmer schläft. Yara ist sechzehn, er siebzehn. Sie schlafen in einem Doppelbett. Ist das etwa Luxus? Ein gemeinsames Bett mit der Schwester? Kein Rückzugsraum, keine Privatsphäre? Wünschen sich das *die Leute*? Er kann es sich nicht vorstellen, schon gar nicht in seinem Alter. Er sehnt sich so sehr danach, mit seiner Familie eine eigene Wohnung zu haben, wieder sein eigenes Reich zu bekommen. Und er sehnt sich nach Liebe, aber das ist ein ganz anderes Thema. Seine Schwester Yara schläft bereits, als er den Raum betritt. Er versucht sie nicht aufzuwecken. Er liebt sie, aber es wäre schön, keine Rücksicht auf sie nehmen zu müssen und alleine in einem Bett zu schlafen. Zum Glück bewegt sie sich nicht allzu sehr im Schlaf.

*Glück im Unglück*, doch er sehnt sich so sehr nach Freiheit, danach, tun und lassen zu können, was er möchte, doch darauf muss er noch lange warten. Er macht sich im Bad bettfertig, denn er sollte sich endlich hinlegen und schlafen. Morgen möchte er zur Beratungsstelle für Asylantragsteller gehen und dort um Rat fragen, wie er mit all seinen psychischen Problemen umgehen soll.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Like a dream – Unexpected Regrets

Bianca Nias

#Jannis#

Die weitläufige Hotelanlage sieht wirklich genau so aus, wie es die Bilder im Internet versprochen haben. Schlanke Kokospalmen wiegen sich sanft im Wind, überall blühen exotische Pflanzen. Ihre Vielfalt und Farbenpracht wirkt schier überwältigend, so dass man kaum bemerkt, wie sorgsam die Blumenbeete angelegt worden sind. Das eingeschossige Gebäude, das ringsum von einer überdachten Veranda umgeben ist, beherbergt wohl die Rezeption des Hotels, sonst hätte der Fahrer unserer Limousine nicht direkt davor gehalten. Dienstbeflissen springt er aus dem Auto und öffnet mir die hintere Tür.

Ich danke ihm mit einem kurzen Nicken, steige aus und atme die tropisch warme, etwas feuchte und eindeutig nach Meer riechende Luft befreit ein. Meine kleine Schwester Ronja stößt ein mädchenhaftes Quietschen aus und hüpfte geradezu aus dem Auto.

Ich tausche mit Benedikt, ihrem zukünftigen Mann, einen amüsierten Blick. Das ist heute bestimmt schon das hundertste Mal, dass Ronja so einen kleinen Freudenschrei ausstößt. Sie kann sich über manche Dinge freuen wie ein kleines Kind. Ob es die verstellbaren Ledersessel in der ersten Klasse waren, die sie beim Hinflug begeisterten, oder der erste Blick aus dem Fenster des Fliegers hinab auf das Urlaubsparadies, das uns hier erwartet.

Lange haben wir nicht darüber diskutieren müssen, wo Ronja und Benedikt ihre Hochzeit feiern. Wir haben uns fachmännisch beraten lassen und letztendlich die Auswahl auf zwei Orte eingeschränkt: Bali oder Hawaii. Die Hochzeit steht, wie das heutzutage so üblich ist, unter einem Motto: *Like a Dream*. Das hat sich Ronja ausgesucht, die stundenlang mit dem engagierten Hochzeitsplaner zugange war und Einzelheiten festgelegte, die sie sowohl Benedikt als auch mir vorenthalten hat.

»Du sollst auch etwas von dem schönsten Tag in meinem Leben haben, Jannis«, hat sie gesagt und mir dabei verschwörerisch zugezwinkert. »Wenn du schon alles bezahlt, will ich dich wenigstens mit den Details verschonen und dir damit eine Freude machen.«

Ziemlich schnell ist die Wahl dann auf Bali gefallen. Einfach aus dem Bauch heraus hat Ronja diese Entscheidung getroffen, aber uns Männern war das relativ egal. Benedikt will lediglich so rasch wie möglich seine Liebste heiraten und ich ... ja, ich bin sowieso nur der Trauzeuge und Geldgeber.

Seitdem unsere Eltern bei dem Autounfall vor knapp sechs Jahren ums Leben kamen, bin ich für Ronja verantwortlich, die zu jener Zeit gerade erst volljährig geworden war. Ich hatte damals mein Studium begonnen und steckte im ersten Semester. Der Unfall hatte uns beide zuerst aus der Bahn geworfen, aber im Endeffekt noch fester zusammengeschweißt. Ich liebe meine kleine Schwester genauso abgöttisch wie Benedikt, weshalb wir Männer uns auf Anhieb verstanden haben. Ich könnte mir auch keinen besseren Ehemann für Ronja wünschen, der den Boden anzubeten scheint, auf dem sie in ihrer unnachahmlichen, unbeschwerten Art herumzuhüpfen pfl egt.

Auch jetzt ist sie kaum zu bremsen. Mit einem glückseligen Lachen auf ihrem Gesicht eilt sie voraus und strebt auf das Gebäude zu, während ich dem Fahrer ein kleines Trinkgeld in die Hand drücke und warte, bis das herbeieilende Hotelpersonal sich um unsere Koffer kümmert.

»Kommt schon!«, ruft Ronja übermütig und hält mitten auf dem Weg an, um die knallroten Blüten irgendeiner Pflanze zu bewundern. »Oh, guck mal, Jannis, sind die schön!«, juchzt sie begeistert.

Benedikt klopf mir kurz auf die Schulter und eilt seiner Braut hinterher. Ich atme nochmals tief durch und folge den beiden. So einfach es ist, Ronja glücklich zu machen, so befriedigend ist das auch für mich. Nie wieder möchte ich sie derart verzweifelt und traurig sehen, wie nach dem Tod unserer Eltern. Dafür ist mir auch jedes Mittel recht, ganz gleich was es kostet. Nicht, dass das Geld eine Rolle spielen würde. Davon habe ich genug, um sorgenfrei bis ans Ende meiner Tage im Luxus zu schwelgen. Ich hatte das verdammte Glück, eine Erfindung zu machen, die unser Leben veränderte.

Noch während meines Studiums der Biochemie ist es mir gelungen, einen Kunststoff zu entwickeln, der nicht nur enorm kratzfest und fast unzerstörbar ist, sondern auch alle Eigenschaften aufweist, die ein Handydisplay haben sollte. Das Material reagiert auf alle Berührungen und eignet sich perfekt für Touchscreens. Mein Patent habe ich zunächst den großen Firmen angeboten, die jedoch erwartungsgemäß wenig Interesse daran zeigten, etwas in Handys einzubauen, das nicht kaputtgehen kann. Das würde schließlich die Anzahl der Verkäufe senken, indem die Leute sich kein neues

Handy kaufen, wenn sie ein Display schrotten. Dagegen haben die Firmen mir etliche Millionen angeboten, um das Patent in irgendeiner Schublade verschwinden zu lassen. Aber ich wollte schon immer meinen Teil zu einer besseren Welt und zur Umweltschonung beitragen. Daher habe ich einfach meine eigene Firma gegründet, die JoRoMatrix GmbH. Mittlerweile ist es eine AG, an der Ronja und ich die Mehrheit der Aktien halten. Mit knapp 25 Jahren war ich Jungunternehmer eines sehr erfolgreichen, aufstrebenden Betriebes. Und damit begannen die Schwierigkeiten.

Die Aufmerksamkeit der Presse und der Öffentlichkeit entwickelte sich zu einem unerwarteten Problem. Plötzlich unfassbar reich zu sein ist schön, aber diese Berühmtheit, die ich quasi über Nacht erlangte, zusammen mit den unzähligen Speichelleckern und Bittstellern vor der eigenen Haustüre – das hat sowohl mich als auch Ronja dazu bewegt, uns vor allen anderen zu verstecken. Mittlerweile führt ein kompetenter und seriöser Freund meines verstorbenen Vaters, Wilhelm Kanzler, die Firma. Ronja und ich haben uns, so gut es geht, aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Seit einigen Jahren führe ich in München ein ruhiges, beschauliches Leben, kann wieder ganz normal ins Kino oder in einen Supermarkt zum Einkaufen gehen, ohne angequatscht oder von Paparazzi belagert zu werden.

Ich betrete neben Ronja und Benedikt den Empfangsbereich des Hotels. Überall wuseln Angestellte in bunten Gewändern umher, alle haben ein freundliches Lächeln auf ihren typisch indonesischen, etwas breiten Gesichtern mit den flachen Nasen.

Während ich unsere Anmeldung erledige, verabschieden sich Ronja und Benedikt von mir, um zunächst ihren Bungalow zu beziehen, bevor wir später zum Abendessen wieder zusammentreffen. Bis dahin müssten auch die restliche Verwandtschaft sowie einige ausgesuchte Freunde eintreffen, die an der Hochzeit teilnehmen.

»Lass dich nicht klauen, großer Bruder!«, ruft Ronja mir noch zu und lacht fröhlich.

Ich schnaube brüskiert. Warum meint ausgerechnet meine kleine Schwester immer, auf mich achtgeben zu müssen?

\*Felix\*

»Ja doch ... ja, ich bin auf Bali gelandet ... nein, ich habe noch keine Fotos von ihm machen können ... ja, ich melde mich, sobald ich was habe. Auf Wiederhören!«

Ich bin froh, dass mein Boss mein genervtes Augenrollen nicht sehen kann. Mann, ich bin eben erst hier angekommen. Was erwartet der denn? Keinem Reporter ist es gelungen, in den letzten Jahren ein Bild von Johannes Berger zu machen, geschweige denn, ein Interview von ihm zu bekommen. Eigentlich existiert nur ein offizielles Foto von ihm, das von seinem Abiturjahrgang stammt und einen unscheinbaren, pickeligen Jungen mit Streberfrisur und Pullunder zeigt.

Und jetzt soll ich, so mir nix, dir nix, eine Reportage abliefern? Das geht nicht ohne gründliche Vorbereitung – aber ich bin äußerst gründlich. Wochenlang habe ich recherchiert, Spuren verfolgt und Informationen über den Mann ausgegraben, der vor ein paar Jahren einfach von der Bildfläche verschwunden ist. Eine Tatsache, die mein Reporterherz höherschlagen lässt. Das wäre die Sensation des Jahres: der Welt den Mann zu präsentieren, der sich hinter JoRoMatrix verbirgt. Einer Firma, die den Weltmarkt in Null Komma Nix erobert hat und zu den führenden Herstellern von Handydisplays zählt. In Gedanken nehme ich schon den Pulitzer-Preis für meine Story entgegen – und muss augenblicklich über mich schmunzeln. Nein, preisverdächtig sind solche Artikel in der Boulevardpresse nicht, aber enorm einträglich. Mit einem einzigen, halbwegs anständigen Foto kann ich Unsummen verdienen.

Es war nicht leicht, irgendetwas über den Mann auszugraben, und nur meiner verdammten Hartnäckigkeit und einer gehörigen Portion Glück habe ich es zu verdanken, dass ich jetzt hier auf dieser tropischen Insel stehe und meinem Triumph zum Greifen nahe bin.

Schnell winke ich mir ein Taxi herbei und gebe dem Fahrer die Adresse des Hotels, die ich mühsam herausgefunden habe. Eine Freundin, die wiederum eine alte Bekannte der verstorbenen Mutter von Berger kennt, hat mir den entscheidenden Tipp gegeben, dass eine Hochzeit bevorsteht. Relativ problemlos ließ sich der Münchner Hochzeitsplaner finden, der die Feierlichkeiten organisiert. In München gibt es eigentlich nur eine Topadresse für solche Events, und das ist Kai Koschwitz. Unmöglich war es jedoch, von dem verschwiegene Mann irgendwelche Informationen zu bekommen, selbst meine Bestechungsversuche gingen ins Leere. Ganz offensichtlich war er vertraglich verpflichtet worden, Stillschweigen zu bewahren. Ich kam also

diesmal nicht drum herum, mir unerlaubt den Zugriff auf die Kundenliste seiner Agentur zu verschaffen. Dass das illegal und höchst verwerflich ist, weiß ich auch, aber manchmal heiligt der Zweck die Mittel. Ich war noch nie besonders zimperlich, denn der Erfolg kommt nicht von allein. Man muss hart dafür arbeiten und manchmal auch die Grenzen des Legalen überschreiten. So lange keine Personen dabei verletzt werden, ist mir der Rest ziemlich egal.

Das Taxi hält vor dem Haupthaus einer Hotelanlage, die unaufdringlich, aber dennoch unüberschbar den Luxus der gehobenen Preisklasse zur Schau trägt. Aufmerksam sehe ich mich um. Was ich sehe, gefällt mir. Edel, aber nicht übermäßig protzig. Berger scheint Geschmack zu haben. Oder seine Schwester, wer weiß das schon.

An der Rezeption versuche ich, den jungen Angestellten in ein Gespräch zu verwickeln, während ich unendlich langsam die Anmeldeformulare studiere, bevor ich sie ausfülle.

»Es ist so schön, endlich hier zu sein, das Hotel ist ja bezaubernd! Und so gepflegt! Sind meine Bekannten schon eingetroffen? Die Hochzeitsgesellschaft aus Deutschland?«

Der Rezeptionist sieht mich nur an, hebt bedauernd die Schultern und lächelt still vor sich hin. Hat er mich nicht verstanden? Spricht er kein Englisch? Oder weiß er wirklich nicht, von wem ich rede?

Der Zufall kommt mir erneut entgegen. Das Telefon klingelt, der Angestellte nimmt das Gespräch entgegen und ich spitze meine Ohren, während ich so tue, als beschäftige ich mich noch immer mit den Anmeldeformularen. Aus dem Hörer quäkt eine aufgeregte, nicht gerade leise Stimme und informiert den Hotelangestellten darüber, dass Pfarrer Johnson nicht kommen kann. Der arme Mann hat einen Schlaganfall erlitten. Ich kann förmlich sehen, wie der indonesische Rezeptionist die Farbe wechselt und trotz seiner braunen Hautfarbe blass wird.

»Oh, das ist eine Katastrophe!«, stöhnt er auf Englisch. Ich unterdrücke ein zufriedenes Grinsen. Also kann mich der Gute doch verstehen.

»Gibt es Probleme?«, frage ich freundlich, nachdem er aufgelegt hat.

Der Mann hebt lediglich die Schultern.

»Vielleicht kann ich behilflich sein?«, schlage ich spontan vor.

»Ich glaube nicht. Mein Chef wird rasen vor Wut. Ausgerechnet jetzt fällt der

Pfarrer aus, der hier immer die Trauungen durchführt.« Hastig schlägt sich der Angestellte die Hand vor den Mund, offenbar ist ihm eben aufgefallen, dass er in seiner Verzweiflung etwas ausgeplaudert hat.

»Na, so ein Zufall! Ich bin zugelassener Friedensrichter und darf überall auf der Welt Eheschließungen vollziehen«, lüge ich, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich kann förmlich sehen, wie sich ein Hoffnungsfunke auf dem Gesicht des jungen Mannes ausbreitet.

»Haben Sie Ihre Akkreditierung dabei? Und wären Sie eventuell bereit, für Pfarrer Johnson einzuspringen?«

»Ja, das mache ich gerne«, sage ich zu. Irgendwelche Papiere zu fälschen, die mich in den Stand eines Friedensrichters heben, ist für mich eine Kleinigkeit. Dazu brauche ich nicht mehr als meinen Laptop und irgendwo in diesem Hotel einen Drucker, der sich sicherlich finden lassen wird. »Ich bringe Ihnen gleich einen Durchschlag meiner Akkreditierung«, verspreche ich dem Rezeptionisten und schiebe ihm die ausgefüllten Formulare entgegen. »Aber sagen Sie mir: Wo finde ich das Brautpaar? Ich muss mich vorher natürlich noch mit ihnen bekannt machen.«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream – Benezifanthologie“**

# Ocean Dreams – Die Einsamkeit am Meer

Savannah Lichtenwald

»Wer ist A. Havensam?« Mit gerunzelter Stirn und einem Brief in der Hand drehte Vincent sich zu seinem Vater um.

»Was?«, erwiderte Karl Debus, der abwesend seinen Computer-Bildschirm fixierte.

»A. Havensam.«

»Ach so, ja, Arik führt den Shop auf Norderney.«

»Arik ... Das ist der, der sich nie im Forum beteiligt, oder?«

»Rischdisch«, bestätigte sein Vater im breitesten Frankfurter Platt. Er wandte sich Vincent zu, der neben ihm stand und den Brief inspizierte, als könne der Umschlag etwas über den Inhalt preisgeben. »Aber das muss er auch nicht. Das Forum auf unserer Homepage soll schließlich nur eine nette Plauderecke für unsere Mitarbeiter sein. Nicht jeder ist so mitteilhaft und Arik mag nicht einmal telefonieren. Aber solange er seinen Job gut macht, ist für mich alles im grünen Bereich.« Karl grinste. »Wenn er wüsste, was ihm hier entgeht. Bei mittlerweile zwölf Mädels wäre er der Hahn im Korb.«

»Vielleicht hat er an Mädels genauso wenig Interesse wie ich«, wandte Vincent schmunzelnd ein.

»Auch wieder wahr. Was muss ich tun, damit du dem Forum beitretest? Vielleicht wird Arik dann endlich ...«

»Papa, lass die Kuppelei. Wenn dieser Arik so ein verschlossener Mensch ist, wird er nicht wegen eines wildfremden, 500 Kilometer entfernt lebenden Kerls zur Quasselstrippe mutieren.« Vincent verdrehte die Augen. Wenn es nach seinem Vater ginge, wären seine zwei Schwestern, sein Bruder und er schon längst an den Mann oder die Frau gebracht und würden ihm Enkelkinder auf den Schoß setzen. Eigene, adoptierte – egal. Hauptsache viele. Dummerweise lagen Familienglück und ein lauschiges Heim für ihn und seine Geschwister noch in weiter Ferne. Ihnen war Unabhängigkeit wichtiger als Familienglück. Er selbst hatte noch nicht den passenden Mann gefunden, der seinen Traum von einem normalen, geregelten Leben teilen wollte. Den meisten potentiellen Kandidaten war er zu spießig, dabei wünschte er sich doch bloß einen sicheren Rückzugsort. Er sehnte sich nach einem ganz

normalen Mann, jemanden, zu dem er nach Hause kommen konnte, ohne mit unangenehmen Überraschungen rechnen zu müssen; ohne Hektik und Tragödien, wie er sie in seinem Job beinahe täglich erlebte. Obwohl ...

Das Quietschen des Schreibtischstuhls unterbrach seine Gedanken. »Ist jetzt auch wurscht«, grummelte Karl. »Sieh dir lieber die tollen Entwürfe an, die Hannah gezaubert hat.« Mit leuchtenden Augen drehte er den Bildschirm um, damit auch Vincent einen Blick darauf werfen konnte. »Ist sie nicht unglaublich? Diese beiden Motive passen wunderbar zu unserer romantischen ‚Flaschenpost‘-Serie und hier, die sechs schwarzen mit den Totenköpfen in der Ecke und den blauen Wellen sind eine neue Postkarten-Reihe. Die würden sich auch großartig als Poster machen ...«

»Bevor du die ganze Produktpalette von *Ocean Papers* aufzählst, mach lieber den Brief auf. Ich bin neugierig, was dein Mitarbeiter zu sagen hat.« Es war Vincent schleierhaft, warum es ihn so sehr interessierte. Selbst wenn dieser Arik kündigte, könnte ihm das egal sein. Schließlich kannte er weder den Mann, noch war er an der kleinen Ladenkette, die seine Eltern aufgebaut hatten, beteiligt. Jedes der Geschäfte lag in touristisch interessanten Regionen der Nordseeküste und war so winzig, dass es von einer Person geführt werden konnte. Seine Mutter hätte ihm liebend gerne eines davon übergeben, doch er hatte in dem Beruf als Rettungssanitäter seine Zukunft gesehen - zumindest bis vor zwei Monaten. Nun war er beurlaubt und ob er jemals zurückkehren würde, war fraglich. Vincent setzte sich auf die Schreibtischecke und hielt seinem Vater auffordernd den Umschlag unter die Nase, der ihn gleich entgegennahm und nach dem Öffnen jeden Satz des Briefes erschrocken kommentierte: »Was ... Wieso ... Nein ...«

»Was ist denn los?«

»Er hat gekündigt.« Traurig hob Karl den Kopf. Die sonst fröhlich nach oben gezogenen Mundwinkel waren nach unten gerutscht. »Das kann er doch nicht machen.«

»Natürlich kann er das. Sklavenhaltung ist verboten«, scherzte Vincent in dem Versuch, ihn aufzuheitern.

Karl zog tadelnd die Augenbrauen zusammen. »Hier wird niemand versklavt, meinen Leuten geht's gut! Die können ihre Öffnungszeiten und ihre Urlaubszeiten selbst bestimmen. Die Gehälter kommen pünktlich und Provision und Weihnachtsgeld gibt's auch ... Arik ist erst ein Jahr dabei, aber

er hat seinen Job wirklich gut gemacht. Ich will ihn nicht verlieren.« Plötzlich entspannte sich sein Gesicht. »Ich habe eine Idee! Du wirst da hoch fahren und herausfinden, warum er unser Geschäft verlassen will. Das ist seinem dürren Zweizeiler nämlich nicht zu entnehmen und den Anruf kann ich mir sparen. Er hat mir nie mehr als das Nötigste erzählt. Ich werde dich als möglichen Nachfolger ankündigen, der sich alles ansehen will, natürlich unter anderem Namen. Vielleicht kannst du als Unbeteiligter mehr über seine Kündigungsgründe erfahren und ihn vielleicht sogar überzeugen, bei uns zu bleiben.« Zufrieden lehnte er sich zurück. »Am Freitag fährst du los.«

»Ich kann den Mann doch nicht so dreist anlügen. Wie stellst du dir das vor?«

»Anlügen ...« Karl wedelte mit der Hand, als wolle er das Wort aus der Luft wischen. »Das klingt so hart. Es ist nur ein anderer Nachname. Ansonsten stimmt es doch, denn irgendwann wirst du mein Nachfolger sein.«

»Damit unterschlägst du ganz uncharmant meine Geschwister. Ich werde euer Geschäft nicht übernehmen und ich will hier nicht weg«, wandte Vincent ungehalten ein. »Ich bin gerade nicht in Stimmung für solche Aufträge.«

»Du bist zur Zeit für nichts *in Stimmung*«, erwiderte Karl grimmig und betonte die letzten beiden Worte. »Du brauchst frischen Wind um die Nase, um deinen Kopf wieder klarzukriegen, und genau darum wirst du fahren!«

»Nein, auf keinen Fall!«

»Du sollst dein Schneckenhaus nicht gleich wegwerfen, aber du musst wenigstens mal ein Fenster aufmachen und hinaussehen. Bitte, tu mir den Gefallen ... und dir selbst auch.«

Die Maschinen rotierten und das Wasser, das vom Bug der Fähre geteilt wurde, platschte gegen die Schiffswand. Letzten Endes hatte Vincent seinem Vater die Bitte nicht abschlagen können. Vielleicht war es doch keine so falsche Idee gewesen, sich auf diesem Weg ein wenig abzulenken. Würde er sich eben ein paar Tage mit dem rätselhaften Arik Havensam beschäftigen, anstatt ständig über sein Versagen nachzudenken. Auf die Schnelle hatte er kein Hotelzimmer mehr bekommen, daher würde er – wie per Mail kurzfristig vereinbart – bei Arik übernachten. Das machte die Sache leichter. Nur aufs Auto musste er verzichten, da es in einigen Inselbereichen eine Verkehrssperre gab. Für die kurze Fahrt durch die Stadt hatte er auf der Fähre eine Ausnahmegenehmigung bekommen, die für eine Stunde galt.

Die Fähre hatte angelegt und Vincent rollte langsam auf die Insel. Das Navi führte ihn zielsicher bis zu dem Gebäude, in dem Arik wohnte und auch der Laden von *Ocean Papers* untergebracht war. Unter einem langen Flachdach befanden sich im Erdgeschoss mehrere Geschäfte und im ersten Stock Wohnungen. Vincent stellte seinen Wagen auf einem der Parkplätze hinter dem Haus ab, stieg aus und sog die abendliche Nordseeluft tief ein. Es roch prickelnd, frisch und kühl, ganz anders als zu Hause, mitten in Frankfurt. Vincent ging zum Haus und klingelte bei *Havensam*. Mit einem Summen konnte er die Tür öffnen und als er im ersten Stock ankam, entsprach Ariks Anblick in keinsten Weise dem Bild, das Vincent im Kopf herumgespuht war. Er hatte sich einen unscheinbaren, molligen Mann vorgestellt. Stattdessen stand vor ihm ein großer, kräftiger Mensch mit weißblondem Undercut, die Haarstoppeln über den Ohren rabenschwarz, gekleidet in ein blau marmoriertes T-Shirt und enge Jeans, die jegliche Fantasien anheizte, die Vincent von einem Mann haben könnte. Arik war ähnlich gebaut wie er selbst, mit dessen ausgeprägten Oberarmen konnte er jedoch nicht mithalten. »Vincent Richter?«, sprach die faszinierende Erscheinung ihn an.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Unter dem Wasser

Thomas Pregel

Unter dem Wasser lebe ich. Ganz unten auf dem Grund des Sees, verborgen im Schlack zwischen den Wurzeln der Pflanzen und allem, was abgestorben herabsinkt. Dort, wo es immer weich und kuschelig ist und wo der Schlack selbst im tiefsten Winter warm hält. Die anderen Fische suchen ihn nur während der kältesten Jahreszeit auf, wenn alles Leben in den Wasserschichten darüber zu gefrieren droht. Aber ich bin immer hier und führe die angepasste Existenz eines Morastsiedlers, denn selbst im heißesten Sommer muss ich den Kältetod fürchten. Also habe ich einen flachen Körperbau entwickelt, der sich perfekt dem flachen Grund anpassen und sogar darin vergraben kann. Meine Augen sind zwei kleine Kugeln außen am Kopf, mit denen ich in alle Richtungen gleichzeitig schauen kann. So fühle ich mich sicher und geborgen, wemgleich es auch eine Notwendigkeit ist, denn über dem Wasser schwebt, einem gewaltigen Eisvogel gleich, König Frost und lauert auf Beute. Und ausgerechnet mich hat er dazu auserkoren. Ständig setzt er mir nach, greift nach mir, schlägt nach mir, will mich mit seinem scharfzahnigen Maul verletzen, und zwar nur mich, als gäbe es keine anderen Fische in diesem See. Auch ihnen ist er unangenehm, auch sie fürchten sich vor seiner unbeherrschten Art, und manchmal, wenn seine Streitsucht gar zu sehr überhandnimmt, müssen sie doch vor seinen kalten Händen fliehen. In aller Regel aber will König Frost mich, und würde ich zusammen mit allen anderen Fischen durch das offene Wasser schwimmen, er hätte mich längst erspäht und gepackt. Daher liege ich lieber wie ein Stein auf dem Grund des Sees, zur Hälfte bedeckt mit warmweichem Schlack, beschattet von den in der Strömung leise schwankenden Pflanzen, und tue so, als gäbe es mich gar nicht, während ich aufmerksam den flüssigen Himmel über mir beobachte. Ich brauche nichts, wenn ich einfach ruhig daliege. Das ist das Beste daran. Nur ab und zu verklebt der Sand meine Kiemen und nimmt mir den Atem. Dann muss ich auftauchen und sie freispülen. Aber solange das nicht gerade dann geschieht, wenn wieder einmal König Frosts Schatten über die Seeoberfläche streicht, ist alles in Ordnung.

Trotzdem ist das Misstrauen mein ständiger Begleiter. Selbst wenn ich mich bewegen muss, versuche ich dies in Momenten zu tun, wenn gerade nichts und

niemand in meiner Nähe ist, weder Fisch noch Frosch noch König. Je weniger alle anderen von meiner Anwesenheit mitbekommen, desto besser und sicherer. König Frost mag ihnen nicht direkt nachstellen, seinen Druck spüren sie trotzdem. Manche sind bereit, alles zu tun, nur um so schnell wie möglich wieder aus seinem Dunstkreis zu entkommen, sollten sie einmal zufällig hineingeraten sein. Andere wiederum sind so geltungssüchtig, dass sie meinen, sich selbst bei ihm lieb Kind machen zu müssen. Die einen wie die anderen könnten auf die Idee kommen, Seiner Majestät meinen Standort zu verraten. Der Rest würde es vielleicht aus Gleichgültigkeit tun, denn auch sie merken: Ich bin anders als sie, und zwar nicht nur, weil ich mich von ihnen allen fernhalte. In diesem Gewässer gibt es weit und breit kein zweites Wesen wie mich. Das ist auch der Grund, warum König Frost so hartnäckig hinter mir her ist. Ich bin eine Rarität, eine Besonderheit, eine Anomalie, die es zu jagen und zu erlegen gilt, damit man sie sich wenigstens ausgestopft als Trophäe an die Wand über dem Kamin hängen kann. Wenn man sich ihre Existenz schon nicht erklären kann, kann man auf diesem Weg allen anderen beweisen, dass man sie beherrscht, ihr seinen Willen aufgezwungen hat. Das ist König Frosts ganzes Herrschaftsprinzip.

Deshalb halte ich mich lieber versteckt, vor ihm wie vor allen anderen. Ich mache mich unsichtbar, denn was man nicht sieht, kann man viel leichter ignorieren. Also verlasse ich meinen Platz selten, ertrage den Sand in meinen Kiemen so lange wie möglich und erdulde die Einsamkeit dieser Existenz mit einer stoischen Ruhe, die sich manchmal fast wie Hingabe anfühlt. Ich bleibe wach und diszipliniert und führe so niemanden in Versuchung, ein Unglück heraufzubeschwören.

Ich habe nur ein Problem: Hunger. Auch ich muss ab und zu essen, und um das tun zu können, muss ich meine Deckung verlassen, denn hier unten gibt es leider nichts, was ich essen könnte. Ich habe Hunger, keinen Appetit. Der vergeht mir allein schon bei der Vorstellung, mein Versteck verlassen zu müssen und damit die Gefahr heraufzubeschwören, gefangen zu werden. Esse ich jedoch nichts, fehlt mir irgendwann die Energie, um die nötige Konzentration zur Beobachtung meiner Umwelt aufrecht zu halten. Dann mache ich Fehler und werde leichte Beute. Trotzdem unterdrücke ich das nagende Gefühl in meinem Magen so lange, bis es sich flau vor Übelkeit anfühlt. Erst dann tauche ich langsam auf. König Frost kennt meine Futterplätze, und an manchen Tagen, wenn er besonders viel Zeit hat, lauert

er mir an ihnen auf.

Davor habe ich die größte Angst, und es ist schon vorgekommen, dass ich deswegen den richtigen Zeitpunkt zum Auftauchen verpasst habe. Dann bin ich in ein echtes Delirium der Energielosigkeit gesunken. Anfangs war das sogar seltsam schön, denn es brachte Träume mit sich, Träume, die auf schönen Erinnerungen an eine Zeit fußten, als König Frost noch Väterchen Frost war. An seiner Seite hatte er ein liebenswertes Mütterchen, das mit ihrer Wärme die Kälte ausglich, die schon damals in ihm steckte. Bis sie eines Tages verzweifelt das Weite suchte, weil auch sie nicht mehr gegen die ewige und stetig wachsende Kälte ankam. Von dieser Warte aus betrachtet war ihr Schritt nachvollziehbar gewesen. Leider versäumte sie es, mich mitzunehmen. Diesen Teil meiner Erinnerungen träumte ich dann ebenfalls nach. Ihr Töchterchen, meine kleine Schwester, nahm sie mit, um zu verhindern, dass König Frost seinen Herrschaftsbereich auf sie ausdehnte. Jedenfalls behauptete sie das. Ebenso versicherte sie mir, dass ich vor dieser Art der Nachstellung sicher und notfalls alt genug sei, um mich gegen ihn zu behaupten. Wie schlecht sie mich und ihn doch kannte. Väterchen Frost verwandelte sich in König Frost und entwickelte ein überraschend scharfes Auge für sein letztes, verbliebenes Kind. Er sah, dass sich sein Sohn immer stärker von den Söhnen anderer Männer unterschied, dass er sich in etwas verwandelte, dass immer weniger seinen Vorstellungen von einem Sohn entsprach. Deshalb fing er an, mich zu verfolgen, und deshalb endeten meine Träume immer mit einem gewaltigen Auge, das sich auf mich richtet und mich mit seinem Blick aufspießt, bis ich nur noch ein zappelnder Fisch am Haken bin.

Davon möchte ich nicht träumen, schon gar nicht im Delirium, wenn ich mir noch wehrloser vorkomme als ohnehin schon. Also sehe ich zu, dass ich regelmäßig Nahrung aufnehme, auch wenn das heißt, mich dafür in Gefahr zu begeben. Alles ist besser als dieser stahlkalte Blick, dem jede Liebe fehlt.

Wenn ich vor kurzem erst gegessen habe, so wie jetzt, dann träume ich nicht, sondern fantasiere vor mich hin, während ich, sicher eingewickelt in meinen warmen Mantel aus Schlamm, verdaue und mit dem einen Auge das Wasser und die Welt beobachte und mit dem anderen döse. Ich stelle mir dann vor, wie es wäre, wenn ich mich in Luft auflöse und wirklich unsichtbar werden würde. Zuerst würde ich immer kleiner werden, mich, meinen Leib und meine Zellen komprimieren, bis nur noch ihr Kern übrigbliebe. Bald wäre ich genauso klein und hart wie ein Sandkorn, den schließlich der weiche

Schlicksand in sich aufnahme. Dann wäre ich endlich wieder Teil eines größeren Ganzen und auf ewig beschützt ...

»Hey du! Was machst du da?«

Ich zucke erschrocken zusammen. Ich habe geträumt!

»Bist du taub, oder was? Ich hab dich was gefragt.«

Ich weiß, ich muss darauf reagieren, denn wenn noch mehr Zorn aus dieser Stimme spricht, kann die Sache brenzlich werden. Andere könnten mich bemerken.

»Und was bist du überhaupt für einer? Du siehst ja echt mal seltsam aus.«

Zu allem Überfluss spüre ich auch noch frischen Sand in meinen Kiemen. Eine Bewegung wird also tatsächlich unumgänglich. Trotzdem wehrt sich etwas in mir dagegen.

»Du brauchst gar nicht so zu tun, als hättest du mich nicht gehört. Ich weiß, dass du nicht schläfst, dass du nur so tust als ob.«

Innerlich seufze ich, dann öffne ich einen Spaltbreit die Augen. Es geht nicht mehr anders, ich muss sehen, wer das ist.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Mein Held

Jobst Mahrenholz

»Mein Held, den ich euch heute vorstellen möchte, ist Howard Bishop«, sagte Nancy Bale und ihre Stimme kippte etwas, als sie fortfuhr. »Einer der über 300 Feuerwehrmänner, die am elften September durch den Angriff auf das World-Trade-Center ums Leben gekommen sind.«

Das war schwerer Stoff, kaum zu toppen.

»Sehr schön, Nancy«, lobte Mrs. Adams bereitwillig. »Also los - Ihr wisst, was ihr zu tun habt.«

»Nenn mir deinen Helden« - ursprünglich stammte das Konzept dieser Idee von der legendären Joyce Broom. Zumindest an unserer Schule gilt sie als legendär. Als sei das ihr eigentlicher Vorname: Legendary Broom. Sie hatte Englisch und Musik unterrichtet. Nun zeigt sie sich für das jährliche Abschlussfest verantwortlich. Auch ein stadtteilübergreifendes Theaterfestival geht auf ihr Konto. Über sieben Oberschulen nehmen mittlerweile daran teil. Seit zwei Jahren befindet sie sich nun im Ruhestand, doch ihre »Helden« existieren nach wie vor, als fester Bestandteil des Lehrplans an der Akron-High.

Alle drei Wochen stellt jemand von uns seinen persönlichen Helden vor. Die Klasse hat anschließend zwei Wochen Zeit sich mit diesem zu befassen um dann, in der verbliebenen Dritten, darüber zu diskutieren. Erlaubt waren sowohl real existierende als auch fiktive Personen. Einzige Bedingung - sie sollten in ihrem Leben tatsächlich etwas bewirkt haben.

Nun also eines der Nine-Eleven-Opfer. Das ging in Ordnung. Nicht, dass wir das Thema nicht in Endlosschleife rauf und runter exerziert hätten - aber die Sichtweise eines Feuerwehrmannes bot zumindest einen anderen Blickwinkel auf das Desaster.

Mein Name ist übrigens Mailo Steward. Ich lebe erst seit zwei Jahren in Akron/Ohio. Und ich erzähle diese Geschichte, weil es nun um meinen Helden gehen wird - und um das, was daraus gemacht wurde.

Als Legendary Broons die Segel strich, landete ich punktgenau hier im Irgendwo vom Nirgendwo. Komme eigentlich aus Boston, aber so langsam

geht's. Man tickt hier anders - langsamer vor allem. Daran muss man sich erst gewöhnen. Mir ist es mittlerweile gelungen. Ich hab sogar Freunde. Frank zum Beispiel.

»Mailo, wie ist es? Steht dein Held?«

Frank und ich wohnen im selben Block, zwei Straßen voneinander entfernt. Sein Vater arbeitet, wie der meine, als Ingenieur im Polymer-Valley. Frank hängt sich ganz gerne an mich dran, weiß wohl sonst nicht, wie er Zeit totschiagen soll. Ist sonst auch nicht viel los, am Rand von Akron.

»Steht fest«, bestätigte ich. »Quäle mich aber auch noch mit Bishop und seinem Krebs rum.«

»Nancy hat da wirklich den Hammer ausgegraben«, fand Frank. Da hatte er recht. Howard Bishop war einer der Feuerwehrmänner, der durch die Spätfolgen vom elften September umgekommen war.

»Und?«, hakte Frank nach, »Wer ist es?«

»Frank, das erfährst du Montag, okay?«

Mein Held also.

Bislang war ich erst einmal dran gewesen. Und da hatte ich mich für Nathan Sawaya entschieden, den Lego-Künstler. Kaum einer kannte den, daher fanden die meisten es wohl ganz cool.

•

»Schön Mailo, was hast du für uns?«, fragte Mrs. Adams. Sie lächelte erwartungsvoll. »Wer ist dein Held?«

Ich war aufgestanden. Man macht das so, wenn man seinen Helden verkündet, man steht auf, lächelt Richtung Adams und gibt Antwort.

»David Kato«, lautete die meine. »Mein Held ist David Kato.«

»Und wer ist - *David Kato*, Mailo?«

»Zweitausendelf wurde er mit einem Hammer erschlagen.« Das fand ich spannungssteigernd.

»Und *das* ist dein Held?«

»Ja, genau.«

Nun schob sie ihre Brille von der Stirn auf die Nase, wohl um mich genauer zu begutachten. »Und was genau macht ihn zu einem Helden für dich?«, fragte sie. »Dass er mit einem Hammer erschlagen wurde, ja wohl kaum?«

»Kato war schwul«, erklärte ich. »Er hat sich für die Rechte von Schwulen und Lesben in Uganda eingesetzt.«

Nun kam erst mal nichts.

»Gut«, sagte die Adams schließlich. »*David* -« Ein bittender Blick in meine Richtung.

»*Kato*«, half ich weiter.

»... David Kato also.«

Ich nickte.

»Also gut, Ihr wisst, was ihr zu tun habt.«

Die Stunde war beendet.

Der Erste, der ein Problem damit zu haben schien, war Frank.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fragte er mich nach dem Unterricht. Ich hörte an seiner Stimme, dass er aufgebracht war. An seinem Blick erkannte ich, dass es ihm unangenehm war, mit mir gesehen zu werden.

»Warum dieser Kato? Wieso tust du uns das an? Das gibt nur Probleme, und das weißt du.«

»Was für Probleme?«, wollte ich wissen.

»Zunächst mal werden dich jetzt alle für schwul halten«, versicherte er mir.

»Und dann: Was haben wir hier in Akron mit *schwul* zu tun, und dem Ganzen. Das passt hier einfach nicht hin.«

»Ist nicht dein ernst, Frank«

Doch. Er meinte es so.

Dann Sarah Brandhurst: »Mrs. Adams. Ich kann an »*Nenn mir deinen Helden*«, dieses Mal nicht teilnehmen.«

»Und warum nicht, Sarah?«

»Mein Glaube verbietet es mir«, so ihre Erklärung. »Homosexualität ist eine Erkrankung. Ich kann nichts Heldenhaftes in ihr erkennen.«

Die Brandhursts waren Evangelikale, ihre Haltung also absolut nachvollziehbar. Würde die Bibel das Verspeisen junger Hunde vorschreiben -

Sarahs Appetit wäre geweckt.

Schließlich noch Bud Gillby: »Hey, Mailo Schwuchtel. Heute schon ´nen Schwanz gelutscht?«

Von Gillby war nichts anderes zu erwarten. Sowohl er, als auch seine Schatten Hank und Stevie, schätzen Rassismus als willkommene Freizeitbeschäftigung. Warum sollte es in diesem Fall anders ablaufen. Vor ihnen musste ich mich in acht nehmen. Sie langten gerne mal zu.

Es gab aber auch dies: »Spannendes Thema, Mailo, gefällt mir.« Sue Bellington war es, die es mochte. Sue war eh fit im Kopf. Sie stand nicht so auf diesen ganzen Christenkram, belächelte Cheerleader und träumte von einer Honda CB 750. »Bist du schwul, Mailo«, fragte sie direkt.

»Bin ich nicht. Aber was spielt das für eine Rolle?«

»Weil dich nun alle dafür halten. Der Flurfunk ist sich sicher.«

»Ist Nancy Bale jetzt Feuerwehrmann, oder habe ich was verpasst?«

Da lachte Sue.

»Pass auf dich auf«, riet sie mir. Dann war sie verschwunden.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Alb Träume

Anna Maske

## Die erste Nacht

Fahles Mondlicht durchdringt die Nebelschleier der Zwischenwelt. Zu jeder Zeit herrscht hier Zwielficht und die Nebel verschwinden niemals. Die Menschen, wir nennen sie Träumer, nehmen wir nur als dunkle, formlose Schemen wahr, bis sie schlafen. Dann erst verdichtet sich ihre Gestalt und wir können in ihren Geist eindringen, uns an den Träumen und der Angst laben. Während sie schlafen, ist Angst das stärkste Gefühl, wozu sie fähig sind. Es füllt sie aus und beherrscht ihr gesamtes Wesen. In dem Moment, in dem die Angst übermächtig wird, rauben wir sie, laben uns an ihr und für eine kurze Zeit bleibt nur eine leere Hülle zurück. Träumer sind erstaunlich, denn ihre Angst verschwindet niemals gänzlich. Sie ist immer da, weggesperrt in ihrem Innersten.

Die Dächer unter mir heben sich matt glänzend von den dunklen Straßenschluchten ab; wie kleine Inseln in einem Meer aus wabernder Schwärze. Ich sitze auf einem metallenen Gestell, welche die Menschen auf ihre Dächer bauen. Höher noch als die Kaminschlote ragen sie in den Himmel und wiegen sich in jedem Windhauch. Unablässig verlassen silberne Rauchschwaden den Schlot neben mir, zerfasern und vermischen sich mit den Nebelschleiern. Obwohl ich schon unendlich viele Träume der Menschen gesehen habe, sind sie mir dennoch ein Rätsel. Ich verstehe sie nicht; nicht ihre Sprache und auch nicht ihr Handeln. Ihre Träume sind für mich nichts weiter als eine kleine Welt aus seltsamen Dingen, durch die die Träumer beinahe blind stolpern. Ich folge ihnen durch diese Welt, doch sie nehmen mich nicht wahr, denn ich bin kein Teil davon. Ich beobachte, lauere und warte auf den Zeitpunkt, da die Angst die kleine Welt überflutet und ich mich an ihr laben kann.

Doch nicht alle Menschen träumen. Die, die es tun, verströmen einen Duft. Jeder Träumer hat einen anderen, einzigartigen Geruch, der uns anlockt.

Ich richte mich auf und wittere.

*Noch nichts.*

Er ist noch immer nicht da. Dieser berauschende Duft. Ich schließe meine Augen, atme tief durch die Nase; wittere erneut und warte.

Die feinen Härchen in meinem Nacken und auf meinen Armen stellen sich auf. Meine Haut kribbelt vor Erwartung. Meine Fühler zucken vor Erregung. Jede Faser meines Körpers ist angespannt und lechzt nach dem, was kommen wird.

*Noch immer nichts.*

Ich weiß, er war hier. Dieser seltsame, zarte, nein – nicht zart. Eher schwach, nein, schwach auch nicht.

Wenn man ihn gefunden hat, diesen seltsamen Duft, kann man nicht glauben, ihn vorher nicht wahrgenommen zu haben.

So präsent.

Dort! Ja, das ist er! Dieser Duft! Markant, herb und doch so leicht wie ein Windhauch. Mit einem Flügelschlag bin ich in der Luft. Das metallene Gestell unter mir verbiegt sich durch die Wucht meines Startes. Mit geschlossenen Augen folge ich der Spur. Die Nebelschwaden teilen sich vor mir und verwirbeln hinter mir. Feuchtigkeit bildet sich auf meiner fahlen Haut und perlt in kleinen Tröpfchen von ihr ab. Der Geruch führt mich hinab in die Häuserschluchten, ein Labyrinth aus dunklen Gängen und Gassen.

Er wird stärker; nicht mehr weit! Nur noch eine Gasse, dann bin ich da.

Mein Körper kribbelt vor Aufregung. Ich lecke mir über die trockenen Lippen. Ich bin da! Genau hier ist es. Ich stoppe und öffne die Augen. Vor mir ragt schemenhaft ein mehrstöckiges Haus aus der Schwärze. Ein mattgrauer Schatten eilt darauf zu und verschwindet in der Tür. Wie tote Augen schauen die Fenster ins Leere, alle, bis auf eines. Ganz oben, direkt unter dem Dach. Ich fliege hinauf, wittere erneut.

Das muss es sein!

Dieser Duft ist hier so markant, so stark!

Ich gleite durch den Fensterspalt und schaue mich um.

Ich habe ihn gefunden. Den Menschen, der dieser Duft verströmt. Ein heftiges Prickeln erfasst meinen Körper, meine Flügel zittern vor Verlangen. Silbergrauer Staub rieselt aus ihnen hinab zum Boden. Meine Kehle ist trocken und ich fühle mich, als wäre ich kurz vor dem Verdursten. Mit einem

Satz bin ich bei ihm, setze mich auf seine Brust und taste mit meinen Fühlern schier wahnsinnig vor Hunger, Durst und Lust nach seinem Geist.

Dort! Der Eingang. Unfähig, mich zu zügeln, presche ich vorwärts, erobere den Traum des schlafenden Menschen.

Oh ja – dieser Duft, dieses Gefühl, dieser vollkommene Geist.

Ich will ihn zerbrechen!

Ich stehe am Rande eines großen Platzes. Mehrstöckige Häuser mit verzierten Fassaden und Balkonen umsäumen ihn und in seiner Mitte befindet sich ein Brunnen, auf dem drei steinerne, menschliche Wesen mit gefiederten Flügeln tanzen. In ihren Händen halten sie Krüge, aus denen unablässig Wasser in das runde Becken fließt. Neben dem Brunnen ist ein Podest aus Holz aufgebaut. Um es herum stehen Menschen, starren gebannt zu der Person hinauf, die sich darauf befindet.

Nur ein Mensch nicht.

In der letzten Reihe steht er und scheint mich direkt anzusehen. In seiner Mimik ist keine Regung zu erkennen, er schaut nur, nichts weiter. Sieht er mich tatsächlich? Hört er noch, was auf dem Podest geredet wird?

Plötzlich ein Schrei, gefolgt von einem zweiten. Von allen Seiten stürzen bewaffnete Männer auf den Platz, umkreisen die Menschen, die panisch versuchen, in alle Richtungen zu fliehen.

Der Träumer ist verschwunden. Ich habe ihn aus den Augen verloren, doch das macht nichts. Ich werde ihn schnell wieder finden, schließlich ist dies hier sein Geist.

Immer mehr Schreie ertönen, dann fällt der erste Schuss. Ich ziehe mich in einen Hauseingang zurück und beobachte das Gemetzel. Der Himmel, eben noch hell, verdunkelt sich, doch es fängt nicht an zu regnen. Auf dem Platz liegen Verletzte und Tote. Der Boden unter ihnen färbt sich rot. Das Massaker ist so schnell vorbei, wie es begonnen hat. Die bewaffneten Männer stehen am Rand des Platzes, noch immer sind einzelne Schüsse zu hören, vermischt mit den Schmerzensschreien und dem Stöhnen der Sterbenden – und der Toten.

Einer nach dem Anderen erheben sie sich. Grotteske Monstrositäten, die einst Menschen waren. Taumelnd und stöhnend schlurfen sie über den Platz, auf die bewaffneten Menschen zu. Diese schießen nun von allen Seiten auf die unzähligen, auf sie zu wankenden Leichen.

Die Szenerie ändert sich.

Ich stehe in einem großen Haus, abseits der Stadt. Die Fenster und Türen sind verbarrikadiert. Vom Zimmer nebenan dringt das Surren gedämpfter Stimmen zu mir. Jemand scheint zu diskutieren.

Ich gehe hinüber und bleibe im Türrahmen stehen.

Dort ist er, der Träumer mit dem makellosen Duft. Er sitzt auf dem Boden, neben ihm drei weitere Menschen. Vor ihnen stehen geöffnete Blechdosen mit Nahrung. Wieder dreht er den Kopf zu mir, schaut mich an, sagt jedoch nichts. Sieht er mich wirklich? Bemerkt er meine Präsenz?

Einer seiner Gefährten schlägt ihm auf die Schulter, fragt ihn etwas, doch der Träumer schüttelt nur den Kopf. Er nimmt sich eine Dose und beginnt zu essen.

Ich beobachte sie. Sie wirken angespannt, ihre Blicke wandern immer wieder zu der großen Glastür, die auf eine Terrasse führt. Sie ist mit dem großen Tisch und einem leeren Regal notdürftig verbarrikadiert. Langsam wird es dunkel. Der Träumer steht auf und geht zur Tür, während sich seine Gefährten auf einem Lager aus Kissen und Decken schlafen legen.

Er späht nach draußen, halb verdeckt vom Tisch, um nicht gesehen zu werden. Ich stelle mich neben ihn und sehe ebenfalls hinaus.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Alles Gute zum Geburtstag

Alexa Lor

»Und? Hast du schon Pläne für deinen Geburtstag?«

Liebe Güte, es waren noch drei Wochen bis dahin. Da floss noch viel Wasser die Isar hinunter. Andreas verstand trotzdem, warum seine Schwester Simone fragte. Es war immerhin sein Dreißigster. Da wurde vermutlich Big Party erwartet.

»Du meinst, außer dem obligatorischen Grillen am Sonntag bei unseren Eltern? Nein.«

»Werden wenigstens wir ihn dann endlich mal kennenlernen?«

Unwahrscheinlich. »Er« zog es nämlich vor, sich nicht in der Öffentlichkeit mit Andreas zu zeigen. Immer noch. Obwohl sie bereits seit fast vier Monaten zusammen waren. Wobei. Sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen war die falsche Formulierung. Das machte »er«, Gregor, durchaus, tat dabei jedoch so, als wären sie nur flüchtige Bekannte. Weshalb es jedes Mal eher nach zufälligem Treffen aussah.

Andreas hasste das. Zumal er weder seine Familie noch seine Freunde in einen Topf mit der sonstigen Öffentlichkeit geworfen wissen wollte. Immerhin wusste in seinem Umfeld jeder Bescheid. Schon lange. Exakt an seinem Geburtstag jährte sich sein Coming Out zum zwölften Mal.

Den Achtzehnten hatte er dazu auserkoren, seinen Gästen reinen Wein über seine Vorliebe für das eigene Geschlecht einzuschenken. Zu keiner anderen Gelegenheit würden ausnahmslos alle wieder auf einen Schlag zusammenkommen, so dass er es in einem Aufwasch erledigen konnte. Er hatte einen Zeitpunkt zu vorgerückter Stunde gewählt. Nicht, weil er auf mehr Toleranz aufgrund des erhöhten Alkoholpegels spekulierte, sondern weil er die Party nicht gleich zu Beginn schon sprengen wollte.

Die Reaktionen waren unterschiedlich ausgefallen. Die meisten ganz anders, als er es sich vorher ausgemalt hatte.

Erst eisiges Schweigen. Gut, damit hatte er angesichts der Bombe gerechnet. In seinem Freundeskreis waren zumindest schon mal Gerüchte im Umlauf gewesen, die er zu dem Zeitpunkt weder bestätigt noch dementiert hatte. Von

seiner Familie hatte jedoch keiner auch nur einen blassen Schimmer gehabt.

Die entsetzten Mienen seiner Großeltern – beiderseits – waren ebenfalls keine Überraschung. Ebenso wenig wie die einiger Onkel, Tanten und sonstigen Verwandten. Die ihre Gesichter alle seinen Eltern zudrehten, als würden sie darauf warten zu erfahren, wie die es aufnahmen, und ihre eigene Reaktion daran ausrichten wollen.

Das Räuspern seines Vaters. In seinen Ohren hatte es wie ein Gewitter geklungen.

*Jetzt kommt's*, hatte er gedacht und versucht, sich innerlich gegen Vorwürfe, vielleicht sogar Beleidigungen zu wappnen. Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie sehr ihn das, was sein Vater dann tatsächlich äußerte, aus den Socken gehauen hatte.

»Siehst du, Liebes.« Mit diesen Worten wandte sich Papa an Mama. »Ich hab dir doch gesagt, dass er sich uns eines Tages anvertrauen wird. Allerdings hatte ich auf einen etwas intimeren Rahmen gehofft.« Sollte das etwa heißen ...? Papa lächelte. »Deine Mutter und ich, wir sind weder blind noch blöd, mein Sohn.«

»Ich hab 'nen schwulen Bruder. Cool!« Damit hatte Simone nicht nur den Vogel abgeschossen, sondern auch das Eis gebrochen, deutlich zur Entspannung der Situation beigetragen.

In den darauf folgenden Tagen hatte sich die Spreu vom Weizen getrennt. Die meisten Freunde waren ihm erhalten geblieben, die anderen hatten dafür gesorgt, dass die Neuigkeit blitzartig die Runde machte. Auf manche Kommentare der Folgezeit hätte er gut und gerne verzichten können, aber irgendwann hatte das auch wieder aufgehört. Bei einigen seiner Verwandten hatte es länger gedauert, doch nur wenige hatten sich komplett von ihm abgewandt. Diejenigen, die es getan hatten ... Er vermisse sie nicht.

»Muss ich dein andauerndes Schweigen als Nein verstehen?« Andreas zuckte mit den Achseln. »Hast du ihn denn schon gefragt?«

Hatte er nicht. Wozu? Er kannte die Antwort doch.

Immer dann, wenn das Thema, zu der Beziehung zu stehen, auch nur ansatzweise am Rande gestreift wurde, geriet Gregor regelrecht in Panik. Egal, ob es dabei um Freunde, Familie oder Fremde ging. Wieso sollte es diesmal anders sein? Weil es sich um das Grillen anlässlich seines dreißigsten

Geburtstags handelte? Für Gregor sicher kein ausreichender Grund, von der üblichen Praxis abzuweichen.

Das hatte man eben davon, wenn man sich auf jemanden einließ, der zum Einen noch nicht geoutet war, und sich zum Anderen die eigene Neigung erst seit Kurzem selbst eingestand. Dass das schwierig und heikel werden würde, damit hatte Andreas gerechnet, mit dieser Art von »Panik« allerdings nicht.

»Oh Mist!« Simone starrte entgeistert auf ihre Armbanduhr. »Schon so spät? Du, ich muss los, sonst krieg ich Riesenärger mit meinem Chef. Zahlst du für mich mit, Bruderherz? Das ist lieb, dankel Ich ruf dich an.«

Weg war sie. Nur noch ein Kondensstreifen zwischen seinem Tisch und dem Ausgang des Cafés, in dem sie sich getroffen hatten.

Für ihn bestand kein Grund zur Eile. Heute Nachmittag hatte er frei. Überstunden abbummeln. Also bestellte er sich nochmal einen Cappuccino zum Abschluss. Während er darauf wartete, dachte er an den Abend zurück, an dem er Gregor kennengelernt hatte.

Es war einer dieser Tage, an dem man keinen Hund vor die Tür jagte. Nass und kalt. Ende Februar eben. Die Stadt lag grau in grau und bot ein deprimierendes Bild. Die früh einsetzende Dunkelheit änderte daran auch nichts. Ausgerechnet diesen Tag musste sich Mike aussuchen, um Andreas darum zu bitten, ihn aus dem Blues rauszuziehen, den dessen Trennung kreierte hatte. Typisch. Aber was tat man nicht alles für gute Freunde. Man quälte sich sogar bei saukaltem Nieselregen, der durch die Kleidung kroch, als wäre sie aus Papier, einmal quer durch die Stadt. Noch dazu in eine Bar, die üblicherweise nicht auf der Liste gern besuchter Lokalitäten stand.

Der junge Mann, der wie ein Häufchen Elend an der Theke saß, fiel Andreas sofort auf, kaum dass er einen Schritt über die Schwelle gesetzt hatte. Mike war das nicht, von dem war weit und breit noch nichts zu sehen, obwohl Andreas selbst ein paar Minuten zu spät war. Leidige Parkplatzsuche. Der Typ schien aber ein ähnliches Problem zu haben, vielleicht sogar das gleiche. Ob diese Bar der übliche Platz war, an dem Heterokerle ihren Liebeskummer ertränkten? Sah fast so aus.

Apropos Aussehen.

Entgegen der nach wie vor vorhandenen Ansicht einiger Uneinsichtiger, war es nicht so, dass er auf jeden Mann, der ihm zufällig über den Weg lief,

ansprang. Oder gar der Versuchung anheimfiel, ihn gleich anzuspringen. Bloß, weil er schwul war. Ebenso wenig, wie Heteromänner auf jede Frau ansprangen, die ihren Weg kreuzte, oder diese bespringen wollten.

Der Typ an der Theke war allerdings ein echt lecker Kerlchen. Ne richtige Augenweide. Soweit er das anhand dessen, was er von ihm zu sehen bekam, beurteilen konnte.

Die langen Beine zum Beispiel. An denen gemessen, schätzte er den Mann auf ein bisschen größer als sich selbst. Vom Alter her mochte er Ende zwanzig, Anfang dreißig sein. Kurze, ordentlich frisierte Haare umrahmten ein Gesicht, in dem es, zumindest gemäß dem Spiegel hinter dem Gläserregal, keine Makel zu geben schien, wenn man vom augenblicklich recht niedergeschlagen wirkenden Ausdruck einmal absah. Der Pullover spannte über der Brust ein bisschen, um am Bauch eher schlapperig zu fallen. Das ließ Andreas vermuten, dass der Trauerkloß regelmäßig Sport trieb. Neben der Bierflasche, die vor ihm auf der Theke stand, lagen Hände, die aus der Entfernung gepflegt aussahen, mit langen Fingern.

Wäre er jetzt in seiner Stammkneipe, würde er ohne zu zögern sein Glück bei dem Kerl versuchen. Hier war wohl davon auszugehen, dass sie nicht dieselbe Neigung teilten. Wie bedauerlich.

Nichtsdestotrotz setzte er sich ebenfalls an die Theke, nachdem er seine völlig durchnässte Jacke an die Garderobe gehängt hatte. Mit einem Abstand von zwei Barhockern zwischen sich und dem Hübschen. Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, nannte sich das. Er konnte noch ein bisschen in diesem Anblick schwelgen und bekam gleichzeitig mit, wann Mike endlich eintrudelte, weil er die Tür im Auge hatte.

Die Hände sahen nicht nur gepflegt aus. Der Schnuckel ging unübersehbar sogar zur Maniküre. Nicht gerade weit verbreitet unter Männern, egal welcher Fassung.

Auf Frage des Barkeepers bestellte er eine Spezi. Schließlich musste er noch fahren.

Mike ließ sich ganz schön Zeit. Was er momentan gar nicht schlimm fand.

Das Smartphone, das normalerweise dezent in der Innentasche seiner Jacke steckte, jetzt aber vor ihm auf der Theke lag, gab einen schrillen Pfiff von sich. Irgendjemand hatte ihm eine Nachricht geschickt. Er aktivierte das Display. Von Mike. Seine Ex-Schnecke war unverhofft aufgekreuzt. Die

Trennung sei etwas überstürzt gewesen. Lief wohl auf Rücknahme des Status »Ex« hinaus.

Na, super. Hätte ihr das nicht ein bisschen früher einfallen können? Dann müsste er den Freitagabend, also den Auftakt des wohlverdienten Wochenendes, nicht in diesem Lokal beginnen, sondern könnte sich gemütlich für die eigentlich von ihm bevorzugte Piste fertigmachen.

Andererseits. Vielleicht käme er auf die Weise ja mit dem Süßen ins Gespräch. Dann hätte sich der Ausflug zumindest ein wenig gelohnt.

Er stieß ein wohldosiertes Seufzen aus und drehte sich zu ihm um. »Na, auch versetzt worden?«

Der Typ drehte ihm den Kopf zu. Kurz wanderten die Augenbrauen in die Stirn, und Andreas mutmaßte schon, dass er jetzt gleich eine ruppige Abfuhr à la »Was geht dich das an?!« erhalten würde.

»Nee. Ich feiere meine Scheidung.«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Klangfarben der Liebe 1965

Florian Tietgen

Es war hell in der *Galerie Dornen* an diesem Sommertag 1965. Kein einziges Bild hing an den weiß getünchten Wänden. Nur hinter dem Tresen, der auf dünnen Beinen in der Ecke gegenüber dem Eingang stand, war tapeziert. Gelbe Kreise zierten den Wandbelag, die immer kleiner und dunkler wurden und so an einen Tunnel erinnerten.

Im Raum verteilt, standen auf jeweils drei dünnen Beinen drei Stehtische, an die in Packpapier geschlagene Bilder gelehnt waren.

Ein Mann von etwa 30 Jahren auf einer hölzernen Leiter schraubte eine schmale Leiste an die Wand.

»Herr Dornen?«, fragte ich. Doch erst, als ich mich räusperte, schaute er auf, stieg die Leiter herab und legte den Schraubenzieher auf einen kleinen Tisch. In ihm konnte ich den Mann erkennen, der mich vor einigen Tagen im *Bobème* angesprochen hatte.

»Wrobek«, stellte er sich vor. »Die Dornen im Namen der Galerie stehen nur für das Wesen der Kunst, die einen hier erwartet.« Der Mann wischte die Hand an seinem farb- und staubverschmierten Kittel ab und lächelte. Auf seiner linken Wange haftete ein Holzspan, den er mit dem Handrücken zu entfernen versuchte. Eine Geste, die mir schon im *Bobème* vertraut vorgekommen war, auch, wenn ich nicht wusste, weshalb. Genauso, wie das Muttermal unter dem linken Nasenflügel und die dunkelbraunen Augen des Mannes.

»Schön, dass Sie es geschafft haben«, begrüßte er mich, und reichte mir die Hand. Der weiche Rhythmus seines Dialekts, das leicht gerollte »R« waren mir schon beim ersten Treffen aufgefallen. Der Mann schien nicht nur in meinem Alter zu sein, sondern stammte offenbar aus meiner Heimat. Ein am Elbufer gestrandeter Bayer.

»Sie hatten gesagt, sie bräuchten musikalische Begleitung?«

Er nickte lächelnd. »Für meine Vernissage morgen Abend, ja.«

Das war mein Beruf. Meistens stand ich in einem Tonstudio, spielte für verschiedene Sänger die Instrumentierung ihrer Lieder ein, mal jazzig, oft aber auch einfach nur stur vom Blatt. Es reichte, um von der Hand in den

Mund zu leben, wenn ich zusätzlich ab und zu abends in Galerien oder Bars ein wenig musizierte, damit die Gäste sich wohl fühlten und verweilten, noch etwas tranken und sich ein Dessert oder ein Kunstwerk gönnten. Meine Begabung reichte nicht, um in einem der großen Rundfunk- oder Sinfonieorchester zu spielen, aber meine Liebe zur Musik war zu groß, um etwas Anderes zu machen. Dafür nahm ich sogar die Gefahr in Kauf, wieder von jemandem verraten zu werden.

»Was genau stellen Sie sich vor?«, fragte ich.

Noch immer hatte er schräg über dem Muttermal den Holzspan im Gesicht, versuchte aber nicht mehr, ihn loszuwerden, sondern sah mich ruhig an. »Ich habe noch keine Vorstellung«, antwortete er. »Sie haben freie Hand in der Auswahl der Stücke. Was Sie und Ihr Kollege im *Bobème* gespielt haben, hat mir gefallen.«

Es fiel mir schwer, seinem Blick standzuhalten. Ich redete mir ein, er nähme gedanklich Maß, um mich auf Leinwand zu bannen, dabei wusste ich gar nicht, ob er Galerist oder Maler oder beides war. Stärker als sein Blick, verunsicherte mich der Wunsch, ihn zu berühren und von ihm berührt zu werden, wie von einem guten alten Freund.

Irgendwo hatte ich dieses Muttermal schon gesehen. Aber warum löste es diese traurige Sehnsucht in mir aus, als hätte ich etwas gefunden, das ich gar nicht vermisst zu haben glaubte?

»In Ordnung. Ich bringe also eine Geige und meinen Kollegen mit dem Kontrabass mit«, antwortete ich. Für den Moment bedauerte ich, die Vernissage nicht allein begleiten zu können, aber einsame Geigenklänge waren zu traurig, um die Gäste zum Bleiben zu bewegen. Mein Blick fiel erneut auf den Holzspan. Ich könnte mich hilfsbereit zeigen, ihn aus seinem Gesicht wischen oder pusten. Da wir uns aus dem *Bobème* kannten, bestand eine gute Chance, nicht von ihm verprügelt oder zur Polizei geschleppt zu werden. Die Bar *Bobème* war der Ort, an dem Männer wie ich Männer wie mich trafen, sich unterhielten, zaghaft flirteten, immer in der Hoffnung, nicht an jemanden von der Sitte zu geraten. Man stellte sich nicht vor, tauschte Namen oft nicht mal aus, wenn man in dunklen Hinterzimmern verbotenerweise Körperflüssigkeiten tauschte. Zu groß war die Angst vor dem Zuchthaus, in das wir für unsere Liebe geraten konnten. Seit November 1960 war es uns nicht einmal erlaubt, zu tanzen.

»Das ist schön«, sagte er und wischte wieder die Hände am Kittel ab.

Wir schwiegen einen Moment. Ich schaute mich im Raum um, er schaute auf mich. Während ich nach einem Stuhl suchte, den mein Kollege am nächsten Abend nutzen könnte, fragte er, ob ich die Bilder sehen wolle, um mir über den Eindruck davon Gedanken zur Musikauswahl zu machen. Das war zwar nicht notwendig, da ich für solche Gelegenheiten ein umfangreiches Repertoire und eine gewisse Reihenfolge hatte, in der ich die Lieder spielte, aber, schon um länger bleiben zu können, nickte ich.

Der Mann nahm einen der in Packpapier geschlagenen Rahmen in die Hand, wickelte ihn so vorsichtig aus, als wollte er das Papier noch einmal verwenden, trug das Bild unter einen der Deckenstrahler und hielt es ins Licht. Ein Mann in einer Gefängniszelle war darauf zu sehen, der Mann, so nackt wie die Wand, schaute durch die Gitter in die Freiheit, in das Licht, das nur draußen strahlte und kaum in die Zelle drang.

Ich wusste nicht, ob ich etwas sagen sollte. »Sehr schön« wäre mir wie jedes andere Lob viel zu banal und gönnerhaft vorgekommen. Das Bild war großartig, nicht nur, weil mich der blasse Rücken darauf entzückte oder weil es mich an meine Gefängnistage erinnerte, sondern, weil es etwas ausdrückte: Der Mensch darauf war nicht nur in dem Raum gefangen, sondern auch in sich. Man spürte seine Sehnsucht nach Leben, doch das Leben befand sich jenseits der Gitterstäbe.

Herr Wrobel nahm einen zweiten Rahmen, schlug die Verpackung genauso vorsichtig beiseite, und hielt das Gemälde ins Licht. Es zeigte zwei Jungen, die durch einen Wald gingen. Sonnenstrahlen bedeckten das Gesicht des vorderen, der hintere, blass und sommersprossig, wie ich es als Bub gewesen war, hielt einen Tannenzweig in der rechten Hand, den er gerade auf den Hintern des vorderen schlug.

Ich sagte immer noch nichts, schaute abwechselnd auf das Gemälde und durch die Galerie, suchte nach einem Radio, aus dem Marschlieder klangen. Doch der Rhythmus und die singenden Kinderstimmen, die ich beim Betrachten des Bildes hörte, mussten aus meinem Kopf stammen. Auf einmal sah ich Herrn Wrobels Muttermal auf dem Gesicht eines Jungen, sah Pfützen und Matsch, den er mit dem Handrücken von der Wange wischte, den Schlafsaal in einem Gemeindehaus, einen Pfarrer. Auf einmal spürte ich Schmerzen und Liebe, erinnerte mich an eine kurze Zeitspanne, in der ich glücklich war, obwohl Tod, Krieg und Vernichtung gar kein Glück gestattet

hatten.

Plötzlich wusste ich wieder, woher mir das Muttermal und der über das Gesicht gewischte Handrücken bekannt vorkamen.

Als der Mann nach dem dritten Paket griff, drehte ich mich zu ihm um, vergaß alle Angst, alle Vorsicht und Diskretion, die ich sonst walten ließ, und fragte: »Du heißt nicht zufällig Siegfried?«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benzifanthologie“**

# Bruderliebe

Tanja Meurer

Hinter mir fiel die Wohnungstür ins Schloss, begleitet von dem mir so vertrauten Klirren der kleinen Glasscheiben in ihren Bleifassungen. Der Geruch nach altem Holz, Staub und Räucherstäbchen stieg mir in die Nase. Zu Hause, endlich. Nässe, Kälte und die Last des Tages lagen für heute hinter mir, auch wenn mir die Schmerzen in den Knochen noch eine Weile erhalten bleiben würden. Wegen Fan-Krawallen am Frankfurter Hauptbahnhof eingesetzt zu werden, zählte zu den Tätigkeiten, die ich nicht gerne übernahm. Müde streifte ich den Parka von den Schultern. Ihn an der Flurgarderobe aufzuhängen kostete mich Kraft und aus der schussicheren Weste zu schlüpfen, forderte fast schon mehr Aufmerksamkeit, als ich aufzubringen bereit war. Gähnend lehnte ich mich gegen die kalte Flurwand und wartete einen Moment, bis ich mich gesammelt hatte. Wahrscheinlich wirkte ich wie die Karikatur eines Polizisten. Ob sich all meine Kollegen nach Dienstschluss mit Kleinigkeiten so schwer taten?

Das Hausflurlicht verlosch und ließ mich im Dunkel meiner Wohnung zurück. Umgehend nahm das Brennen meiner Augen ab, ein Gefühl, was mir erst jetzt richtig bewusst wurde. Für einen Moment schloss ich die Lider und lauschte auf die Geräusche in den alten Dachsparren und Wänden. Von weiter unten drangen Schüsse und Explosionen in einem Film bis zu mir und durchbrachen das Prasseln des Regens auf den Schindeln und Fenstern. Leise knarrten die Dachbalken über mir ... Diese Ruhe tat gut.

Langsam, beinahe widerwillig blinzelte ich. Nun konnte ich in der Dunkelheit die schattenhaften Umriss der alten Truhe sehen. Ich ließ mich auf dem Deckel nieder und schnürte meine Schuhe auf. Unter meiner Schlafzimmertür drang der leichte rotgoldene Schimmer flackernden Lichts hervor. Seufzend erhob ich mich. Warum lernte Tim nicht dazu? Feuer war gefährlich! Instinktiv lauschte ich. In meinem kahlen, kleinen Büro-Schlafzimmer war es still. Behutsam drückte ich die Klinke herab und warf einen Blick hinein. Auf Tims blasser Haut reflektierte das Kerzenlicht. Schatten zuckten über die Wände. Leise schob ich mich in das Zimmer und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand. Tim lag in den Kissen und schlief, die Decke bis zu den Hüften hinab geschoben. Das aufgelöste Haar ruhte in schwarzen Strähnen

auf Schultern und Rücken. In meinen Augen wirkte er noch blasser und transparenter als in den letzten Jahren. Was mich damals erregt hatte, besorgte mich jetzt. Ich mochte diese eigenartige, maskuline Angreifbarkeit nicht. Der Anblick drängte mich geradezu, bei ihm zu sein und ihn zu beschützen. Vor langer Zeit hatte ich ihn schon einmal so gesehen. *Tim* ... Mein Herz zog sich zusammen. Ich schüttelte die Erinnerung ab.

Langsam begann ich mich aus Socken und Hemd zu schälen. Von meinen benutzten Kleidern stieg der Geruch nach Schweiß, Deo und verschüttetem Kaffee auf. Ich schob sie in einer Ecke des Zimmers zusammen. *Tim* würde mein selbst kreiertes Chaos nicht gefallen, aber mir tat diese Normalität gut.

Behutsam ließ ich mich auf der Bettkante nieder und sank nach vorne. Mit geschlossenen Augen lauschte ich in mich hinein. Nichts regte sich. Die Leere in meinem Kopf glich der Stille in der Wohnung. In der Dunkelheit hinter meinen Lidern begann ich zu schweben, verlor den Kontakt zum Boden. Sofort schlug ich die Augen wieder auf. Es war viel zu leise. Das sonst deutlich hörbare Arbeiten der alten Holzelemente fehlte, ebenso wie das leise Summen in den Elektroleitungen. Selbst von dem Film und dem Regen war nichts mehr zu hören; dieser Ort war lautlos wie ein Grab ... Ich schauderte. Plötzlich knackte die *Therme* und sprang an. Selbst durch die geschlossene Tür konnte ich die Brenner in der Küche hören. Die körperlose Stille begann sich zu deformieren und unter einem beständig lauter werdenden Rauschen zu winden. Der Lärm fraß sich durch das Geräusch des Brenners in das Zischen, das den Gasdruck begleitete, bis er meinen Kopf ausfüllte und in mir das Gefühl der Uferlosigkeit aufbrannte. Ich brauchte einen Anker, bevor mich die Einsamkeit forttrieb. Mein Blick glitt über die bilderlosen Wände, an die das Kerzenlicht noch immer zuckende Schatten malte. Es wirkte fast, als kämpften Heere vor der Kulisse eines Sonnenuntergangs. Sie wogten aufeinander zu und ließen wieder voneinander ab.

Die Vorstellung zersprang, als *Tim* im Schlaf mit den Zähnen knirschte. In ihm gäerte etwas. Viele Dinge, die ihn bedrückten, sprach er nicht aus. *Nicht mehr* traf wohl eher den Kern. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich ihn nicht mehr fragte. Trocken schluckte ich. Riss das Band zwischen uns? Obwohl mein Bruder so dicht neben mir lag, dass ich seine Körperwärme spürte, fühlte ich mich einsam. Ich war mir sicher, dass es ihm nicht anders erging. Überholte uns die Zeit oder schlich sich die blanke Realität in unser Zusammensein? Ich konnte es nicht einschätzen. Sicher war, dass etwas mit

uns passierte und ich nicht bestimmen konnte, ob es gut oder schlecht war.

Tim seufzte. Er machte auf seine zurückhaltende Art auf sich aufmerksam. Seine Präsenz wurde greifbarer. Ich konnte fühlen, wie der Gedanke von mir fortglitt und sich in einen dunklen Winkel meines Bewusstseins zurückzog. Tims bloße Gegenwart kroch mir wie das Gefühl streichelnder Hände unter die Haut, um sich dort festzusetzen. Er atmete trotz seiner offensichtlichen Unruhe gleichmäßig. Als ich mich erhob, brannten und kribbelten meine Glieder. Langsam kehrte das Leben in sie zurück. Mit einem kurzen Blick über die Schulter bemerkte ich, dass seine Lider zuckten. Das Zähneknirschen nahm zu. Er würde bald aufwachen.

Sacht zog ich die Decke über ihn und setzte mich an meinen improvisierten Schreibtisch, Onkel Konstantins alten Küchentisch, den ich aus reiner Nostalgie noch immer benutzte. Ich klappte den Laptop auf, schaltete ihn aber nicht ein. Rechts und links des Rechners lagen Notizzettel und Bücher. Inhaltlich streifte kaum etwas davon Arbeit und Studium. Um Kriminalkommissar zu werden, waren Rollenspielbücher und die Fantasy-Romane meines Freundes Oliver vollkommen unwichtig.

Ich schob einige der durcheinander gefallenen Regelwerke nach hinten und sortierte die wenigen Fachbücher heraus, um sie hinter mir ins Regal zu räumen. Derzeit brauchte ich sie nicht; nicht während meiner Praxisphase bei der Bereitschaftspolizei. Trotz der späten Stunde begann ich aufzuräumen, sortierte weg, was mir im Weg lag und schichtete um, was ich in nächster Zeit nutzen wollte. Was immer mich dazu trieb, hatte nichts mit übersteigertem Ordnungssinn zu tun. Ich brauchte etwas greifbar Reales.

Mitten in der Bewegung hielt ich inne. In meiner Hand lag einer von Olivers Romanen, ein besonders dickes Exemplar. Nachdenklich betrachtete ich das farbige Cover. Es zeigte eine typische Heldengruppe, nichts Aufregendes für einen High-Fantasy-Roman, aber die hohen, fast surrealen Bauten in deren Mitte die Truppe stand, verströmte den Hauch von der Enge und dem gärenden Wahnsinn der Unterstadt aus dem Film *Metropolis*.

Ich liebte Ollis Geschichten. Vor rund zehn Jahren hatte er sie geleitet. Schon damals war mir das Abenteuer bizarr und aufregend vorgekommen. Er ließ uns fühlen und erleben, wie eine lebensfremde, lichtlose, vollkommen ummauerte Welt sein musste. Wie schlugen sich echte Fantasy-Helden unter diesen Umständen? Sacht streichelte ich über das abgegriffene Cover. Alle Spielercharaktere kamen darin vor: Tims elfischer Barde Leander, Franks

Priester Edmond, Jamals Kriegsmagier Gerard, Kims Zwergenkrieger Leech und natürlich auch mein Paladin Kael, den ich auf intensive Art immer gelebt hatte, anstatt ihn zu nur spielen.

Wenn ich irgendeine der Seiten aufschlug, vollkommen egal welche, zog mich die Geschichte sofort wieder in ihren Bann. In Spiel und Buch trat ich als Person aus den Schatten, war plötzlich jemand Bedeutendes, jemand der Dinge bewirken konnte und das Gefüge in Olivers Welt mit aller Macht zusammenhalten wollte, obwohl es mir mit meinem Spielercharakter Kael oft kläglich misslang.

Der Wunsch, das Buch aufzuschlagen und ein paar Zeilen zu lesen, wurde übermächtig. Ich gab nach. Im hinteren Drittel hatte ich mir einen grünen Zettel an den Rand geklebt, ohne noch zu wissen warum. Vielleicht würde es mir wieder einfallen, wenn ich den Abschnitt las. Ich legte das Buch ab und schaltete die Schreibtischlampe ein. Die vergilbten Seiten waren an den Ecken angestoßen und ausgefranst. Ich hatte sie wirklich oft gelesen ... Mit auf die Hand gestütztem Kinn überflog ich die ersten Zeilen, die Oliver sinnigerweise aus meiner Perspektive – nein Kaels - geschrieben hatte.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Bacha-Bazi

Laurent Bach

»Weißt du, das Becken von Bagram ist wunderschön. Wenn die Luft klar ist und du mitten im Tal stehst, bist du umgeben von hintereinander gestaffelten Bergketten.«

Alex nickte. »Der Hindukusch.« Allein der Name klang geheimnisvoll und abenteuerlich.

»Ja, genau. Überall Felsen, Abhänge und Schneegipfel, die sich in der Sonne spiegeln. So hell ist es da, so hell.«

Irfan senkte den Kopf, sodass Alex auf seinen tiefschwarzen Schopf sah. Ordentlich gewaschene Haare, lockig.

Es war nicht so, dass sie sich auf Deutsch unterhielten. Irfan war erst vor vier Wochen – Anfang Oktober – angekommen. Doch er sprach ein recht gutes Englisch und da konnte Alex mithalten.

Er saß mit Irfan auf einer Bank im kleinen Garten der zentralen Unterbringungsstelle.

»Und im Sommer, wenn in den abgelegenen Tälern die Mohnfelder blühen, ist es dort rot wie Blut. Der Himmel ist so hoch und weit. Nicht so – so niedrig wie hier.« Irfan wies mit einer fast verächtlichen Handbewegung zum trüben Herbsthimmel hinauf. Alex fühlte sich ein wenig beleidigt. Wenn er nicht hier sein wollte, dann sollte er doch wieder gehen.

Doch er wusste, der 19-jährige Irfan konnte nicht gehen. Er hatte den Unmut eines afghanischen Militärkommandanten erregt, wie genau, hatte er Alex nicht verraten. Er hatte nur von Prügelattacken erzählt, die er erhalten hatte. Nein, ihr erstes Gespräch war nicht so schön gewesen. Und doch hatten sie zusammengefunden.

Der Wind frischte auf, sodass hier und dort Lücken in der Wolkenwand erschienen.

Irfan rieb sich fröstelnd die Oberarme und fuhr mit seinen Ausführungen fort. »Auch der Wind ist anders bei euch. Wegen all der Bäume und der Hausreihen hat seine Stimme einen anderen Klang. Und in meiner Heimat ist die Sonne nicht immer klar, wenn es windig ist. Sie ist verhüllt von Sand und Staub.«

Alex' Interesse an geheimnisvollen Orten schwand allmählich. Er kam sich schon vor wie ein Beichtvater.

Irfan wollte gerade weiter reden, als drei Männer aus dem Gebäude kamen und an ihnen vorbeigingen. Einer von ihnen sah Irfan an und sagte etwas auf Parsi, einer weich klingenden Sprache. Schon in der Schule hatte Alex gelernt, dass Persisch schon immer als das Französisch des Orients galt. Doch zwischen Irfan und den anderen Afghanen war von Höflichkeit keine Spur. Irfans Augen funkelten wütend, doch er schwieg, während die anderen Männer lachten und feixend weitergingen.

»Was hat er gesagt?« Alex wollte wissen, warum Irfans schön geschwungener Mund sich plötzlich so schmerzlich verzog. »Was ist Bacha bazi? Warum sagen sie das so oft?«

»Es ist nichts Besonderes.« Irfan versuchte zu grinsen, doch Alex kannte die Qual in seinen Augen. Irfan war beleidigt worden, dazu brauchte er nicht Parsi können.

»Warum lässt du dir das gefallen, Irfan? Ihr sitzt doch alle im gleichen Boot.«

»Nein, ich nicht.«

Alex hatte die geflüsterten Worte kaum verstanden. Er beugte sich vor und sah ihm ins Gesicht. Jetzt konnte er das. Das war nicht immer so gewesen.

Als Angestellter der Johanniter, die diese Einrichtung betrieben, sah Alex viele Flüchtlinge. Vor einem Vierteljahr, als er hier anfang, war er es gewesen, der den Blick abgewandt hatte. Er hatte sich unwohl gefühlt inmitten der dunklen, bedrohlich wirkenden Masse. Bis er dann am vierten Tag, als er eine neue Dusche eingebaut hatte, auf ein lächelndes Gesicht gestoßen war. Ein Lächeln, das ihm galt - ein etwa 20-jähriger Mann hatte eine Zigarette schnorren wollen. Das war das erste Mal gewesen, dass Alex einem von ihnen direkt ins Gesicht geblickt hatte. Er hatte einem jungen Mann gegenübergestanden, der rauchen wollte und keine Kippe hatte. Das war so normal, dass er automatisch seine Schachtel angeboten hatte. Und dann waren zwei weitere Männer auf ihn zugestürmt, angezogen von der Aussicht auf ein kurzes, gesundheitsschädliches Vergnügen. Der junge Mann hatte genickt und auf Deutsch *Danke* gesagt. Auch die beiden anderen hatten gelächelt, sich Zigaretten gezogen und mit dem jungen Mann herumgealbert. Ihre fremdartige Sprache war ihm aufgefallen, und die Bewegungen ihrer Köpfe, wenn sie offensichtlich *Ja* und *Nein* sagten. Heute wusste Alex, dass es drei

Pakistani gewesen waren. Seitdem blickte er in ihre Gesichter, nicht auf ihre Köpfe herab.

Ein Gesicht. War es das, was ihn an Irfan heimlich faszinierte? Viele der jungen Flüchtlinge sahen gut aus, manchmal sogar wie aus einem Märchen aus Tausend und einer Nacht entsprungen. Auch Irfan war schön. Die hellbraune Haut, von einigen charmanten Aknenarben an der Schläfe gezeichnet, die dunklen Augen, wie mit einem Kajalstift umrandet, sodass er wie ein afghanischer Prinz wirkte, die scharfe Nase und die vollen Lippen, die trotz Irfans hartem Schicksal oft ein Lächeln zeigten. All das wirkte ungemein anziehend auf Alex.

Manchmal befiel ein melancholischer Ausdruck den hübschen Afghanen. Trauer? Heimweh? Sicherlich. Hin und wieder blitzte jedoch ein Ausdruck von Härte und Trotz in seinem Gesicht auf. Sein Körper war zwar muskulös, aber zart; Irfan war genau so ein Hungerhaken wie viele seiner Genossen. Nur, warum behandelten die ihn wie ein Stück Dreck?

Alex schob seine Erinnerungen von sich und konzentrierte sich wieder auf Irfan. Sie saßen nicht im gleichen Boot? Die leiste geflüsterten Worte brachten ihn unweigerlich zu einer anderen Frage: War Irfan etwa vom anderen Ufer?

Alex' Herz schlug plötzlich schneller, als ihm diese Möglichkeit bewusst wurde. Er hatte nicht abschätzen können, ob schwule Männer unter den Heimbewohnern waren, es war ihm nicht gelungen, sie einzustufen. Sie verhielten sich gleich, sprachen alle fremd, gaben mit keinem Anzeichen zu erkennen, dass sie nicht beinharte Heteros waren, Machos, Patriarchen. Was konnte Irfan sonst gemeint haben, wenn er jetzt zugab, dass er anders war? Was war ansonsten anders zwischen ihm und den übrigen Flüchtlingen? Sie hatten die gleichen Fluchtgeschichten, die gleichen seltsamen Traditionen, die gleichen politischen Hintergründe.

Hatte sein Herz ihm unbewusst aufgezeigt, dass Irfan so war wie er? Alex atmete tief ein und versuchte, behutsam an diese Frage heranzugehen.

»Sag mal, Irfan, ist bei dir etwas anders als bei deinen Kumpel?« Alex legte ihm die Hand auf den Unterarm, strich leicht über die dünne Sweatjacke. Irfan saß nach vorn gebeugt da, die Arme auf den Oberschenkeln abgestützt.

»Nicht, lass das.« Er schüttelte seine Hand ab.

»Du willst nicht, dass sie das sehen.«

Abrupt stand Irfan auf. »Es war falsch, mit dir zu reden. Es tut mir leid.

Mach's gut.«

Perplex ließ Alex ihn gehen. Er sah ihm nach und betrachtete die schmalen Hüften und den weichen Gang. Ja, Irfan war definitiv anders als die anderen Männer hier. Er seufzte.

Ein ungefähr 7-jähriger Junge mit ebenfalls dunklen Augen kam mit einem altersschwachen Roller heran, blieb vor ihm stehen, lachte ihn auf Augenhöhe an und erhob die Hand. Er hatte eine fette Zahnücke. Alex lächelte unwillkürlich, klatschte ihn ab, worauf der Junge einen begeisterten Schrei ausstieß und mit kräftigen Schwüngen seines Weges rollte. Ihm fiel auf, dass in all den vier Jahren als Heizungs- und Sanitärschlosser sein Empfinden niemals mit derart unterschiedlichen geballten Emotionen konfrontiert worden war wie im letzten Vierteljahr. Schmerz, Leid, Trauer, Freude, Hoffnung, Qual, Ungeduld, Stolz. Er dachte an all die Sprüche seiner Bekannten und Kollegen, an die oft abfällig verzogenen Gesichter und stolz vorgereckten Brüste, und musste plötzlich lachen. Nein, er konnte ihr Gewäsch einfach nicht mehr ernst nehmen.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Anam Cara

Leann Porter

In der Nacht *Danus* war alles möglich, denn die Umarmung der *Großen Mutter* ließ die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit verschwimmen.

Ciaran durfte das zweite Mal dabei sein, als das Blut *Lughs* von einem zum anderen gereicht wurde. Im flackernden Schein des Feuers betrachtete er die vertrauten Gesichter. Einige lagen im Schatten, andere neigten sich erwartungsvoll der Schale entgegen. Sie kamen aus allen Stämmen der *D'Arrai*, den *Tuath*, und wollten in dieser Nacht auf eine Reise gehen, die jeder von ihnen anders erleben würde. Niemand wusste, was ihn erwartete.

Das *Lughfest* des Vorjahres hatte Ciaran mit seinem *Anam Cara*, seinem Seelengefährten, zusammengeführt. Das ganze Jahr hatte er sich gefragt, wer er sein könnte, aus welchem *Tuath* er kam, wie er aussehen mochte. Nach seiner ersten Nacht unter dem Einfluss von *Lughs* Blut wusste er endlich, was die Älteren meinten, wenn sie von der Sicht *Lughs* erzählten, denn sie zeigte etwas anderes als das, was man mit den Augen wahrnahm. Obwohl er jede Nacht von seinem *Anam Cara* träumte, hätte er am Tag an ihm vorbeigehen können, ohne ihn zu erkennen. Er wusste nur, dass er einer der *D'Arrai* war, die an diesem Abend mit ihm um das Feuer saßen.

Besagtes *Lughfest* hatte Ciaran aber auch zum Lehrling des *Draoi* bestimmt, des Bewahrers der alten Bräuche, des Heilers und Mittlers zwischen den *D'Arrai* und ihren Göttern. Und wenn nicht ein Wunder geschah, musste er in wenigen Tagen mit ihm fortziehen.

Ein Jahr hatte er Zeit gehabt, um sich darauf vorzubereiten. Ein Jahr voller Zweifel und Wut, in dem er mit seinem Schicksal gehadert hatte. Doch daran wollte er in diesem Moment nicht denken. Diese Nacht sollte seinem *Anam Cara* gehören. Er dachte an ihn, während er die Schale an die Lippen setzte und ein Schluck des bittersüßen Trankes durch seine Kehle rann. Der *Draoi* hatte ihn eigens für das *Lughfest* gebräut. Er half den Kindern *Danus*, ihre Seelen von den Fesseln zu befreien und die Schleier zu durchschreiten.

Der eintönige Singsang, in den auch Ciaran eingestimmt war, schien bald nur noch von fern an seine Ohren zu dringen. Seine Lider wurden schwer. Beim ersten Mal hatte er sich unwillkürlich gewehrt und furchtsam gegen das fremdartige Gefühl angekämpft, der Welt, wie er sie kannte, zu entgleiten. Die

Angst, nicht zurückzufinden, hatte ihn zunächst daran gehindert, *Danu* zu vertrauen. Diesmal ließ er sich willig in ihre Arme sinken, denn er wollte endlich zu seinem *Anam Cara*, dem Einzigen, dem sein Herz gehörte und dem er heute seine Seele schenken würde. Jede Nacht hatte er von ihm geträumt und war mit schmerzhafter Sehnsucht und einem Gefühl der Leere erwacht. Ciarans ganzes Sein rief nach seinem Seelengefährten, jeden Tag heftiger, bis er schließlich die Nächte herbeisehnte, da er ihm in seinen Träumen nahe sein konnte. Auch jetzt rief er, mit all seinen Gedanken, all seiner Hoffnung nach ihm.

Sie trafen sich in *Danus* Garten. Ciaran hörte ihn singen, das Lied, das er ihm in seine Träume gesandt hatte. Der vertraute Klang hatte Ciaran stets die Gewissheit geschenkt, dass sein *Anam Cara* bei ihm war, auch wenn sie sich nicht sehen konnten. Er duftete nach Moos und Regen und sein Kuss schmeckte nach reifen Holunderbeeren. Sie sanken ins Gras und Ciaran spürte seidiges Haar auf seiner Haut, und Hände, die ihn an genau den richtigen Stellen berührten. Sein *Anam Cara* war bei ihm. Alles andere wurde bedeutungslos. Ciaran öffnete seine Seele, offenbarte sein Innerstes, seinen Geist und sein Herz. Er gab ihm alles und bekam mehr zurück, als er je zu hoffen gewagt hatte. Ihre Vereinigung war ein Versprechen und band sie für alle Zeit aneinander.

Ciaran fuhr mit den Fingerspitzen über die Brust seines Geliebten und legte die Handfläche auf die Stelle, unter der dessen Herz schlug. »Lass uns gemeinsam fortgehen. Sie dürfen uns nicht trennen.«

»Das können sie nicht«, flüsterte sein *Anam Cara*.

Wie gerne hätte Ciaran ihm geglaubt. Er drückte die Nase an seine Schulter und sog tief den Duft ein, den er so lange vermisst hatte. Die Reste von *Lugh's* Blut ließen ihn alles verschwommen sehen. Ihm schwindelte, sobald er die Augen öffnete, also hielt er sie geschlossen und vertraute *Danus* Geschenk, die seine anderen Sinne umso schärfer werden ließ.

»Ich soll mit dem *Draoi* gehen«, murmelte er. »Aber ich will nicht.« Es fühlte sich falsch an, sich in der Nacht der *Danu* seiner Bestimmung zu widersetzen, doch er musste es tun, wenn er seinen Seelengefährten nicht verlieren wollte. »Ich will bei dir sein. Gehst du mit mir fort?«

Er wusste, wie viel er verlangte. Fort hieß, fort von den *D'Arrai*, von ihrer

Heimat, von allem, was sie kannten. Es bedeutete eine Flucht in ein Leben ohne die Sicherheit ihres Stamms, in eine ungewisse Zukunft. Und doch war dies das einzige Leben, das Ciaran wollte. Mit ihm zusammen sein. Sein Gefährte antwortete ihm nicht mit Worten, sondern mit der Sprache der Nacht *Danus*: Mit seinen Küssen, Berührungen und mit seiner Nähe.

»Triff mich bei Sonnenuntergang am Fluss«, flüsterte Ciaran dicht an seinen Lippen. »An der Biegung mit dem Holunderstrauch. Ich werde auf dich warten, mein *Anam Cara*.«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Lebe deinen Traum

Chris P. Rolls

»Da kommt ja der Marco.«

»Hey, er läuft ohne Krücken. Was macht der Fuß?«

»Joh, Marco. Na wieder fit?«

Schon am Eingang zur Berufsschule wurde Marco schulterklopfend von seinen Freunden begrüßt. Lächelnd hob er den Fuß, der ihm ein paar Wochen Krankschreibung eingebracht hatte, nachdem er sich ein schweres Gitter hatte drauf fallen lassen.

»Ja, hab Glück gehabt. War nur angeknackst, aber pünktlich zur Schule bin ich natürlich wieder fit.« Marco verdrehte gespielt genervt die Augen, fuhr sich über die kurzen braunen Haare und rückte die Brille gerade.

»Hättest dich länger krankschreiben lassen sollen. Der olle Johansen ist wieder da, die Schnarchnase. Die schnuckelige Vertretungslehrerin war mir lieber«, meinte Benny, seufzte und bot Marco eine Zigarette an, die er ablehnte. Es war noch nicht so lange her, dass er sich das Rauchen abgewöhnt hatte und seine Kumpels in der Berufsschule schienen langsam Ehrgeiz zu entwickeln, ihn erneut zu verführen.

»Och nö, so ein Mist«, gab er halbherzig zurück und schulterte seine Tasche, während sie sich auf den Weg zum Eingang machten. Nach seinem Empfinden war an der Frau nicht viel Schnuckeliges dran gewesen. Sie traf schlicht nicht seinen Geschmack. Die anderen männlichen Auszubildenden im Metallhandwerk hingegen fuhren voll auf sie ab. Manchmal kam er sich unter ihnen wie ein Exot vor. Nicht nur, weil er nicht wie sie, jedes weibliche Wesen im näheren Umkreis genauestens analysierte, sondern auch, weil er einige der Jungs durchaus attraktiv fand. Deswegen war er selbstverständlich noch lange nicht schwul und natürlich hatte er das nie kundgetan. Es war schon Jahre her, dass er mal geglaubt hatte, sich für Männer zu interessieren. Das war so eine Phase gewesen, in der er mit zwei Jungs aus dem Sportverein ein wenig rumgemacht hatte. Aber das tat doch fast jeder in dem Alter und er hatte auch schon zwei Freundinnen gehabt. Nichtsdestotrotz mied Marco diese Art von Themen wann immer sie aufkamen.

Wenn er andere Männer attraktiv fand, dann waren da auch immer diese

Gefühle, die ganz sicher eine Art Neid waren, wenn er ihre durchtrainierten Körper sah oder bemerkte, wie sie auf Frauen wirkten. Er selbst war nun mal nicht besonders vorzeigbar. Auch wenn er an sich kräftig wirkte und problemlos Gitter und Tore in seinem Ausbildungsbetrieb stemmen konnte, war er weit von jedem waschbrettbäuchigen Adonis der Werbewelt entfernt.

»Mir ist das vor zwei Monaten auch passiert. War nur kein Gitter. Der blöde Gaul hat seinen Huf zu früh abgesetzt. Direkt auf meine Zehen. Hölle, sag ich euch, so ein Kaltblüter hat echt Gewicht«, erzählte Jörg, der Fachrichtung Hufbeschlag lernte und genau dem Klischee des bulligen, etwas tollpatschigen Schmiedes entsprach. Er war Marcos Banknachbar, ein wenig älter und sie verstanden sich recht gut.

Zwei Wochen Unterricht wechselten sich in ihrer Ausbildung immer mit einer Woche Betrieb ab. Marco war mittlerweile im zweiten Lehrjahr und im Gegensatz zu einigen anderen fiel ihm der Lehrstoff relativ leicht. Lediglich seine mündliche Beteiligung wurde stets bemängelt, doch das war schon im Gymnasium sein Problem gewesen.

Zwar war die Lehrstelle in einer Schlosserei, die sich auf Gartentore, Gitter und Pavillons spezialisiert hat, nicht seine erste Wahl gewesen, als er auf Ausbildungsplatzsuche gewesen war, dennoch fühlte er sich in dem Umfeld inzwischen sehr wohl. Seine Eltern hätten lieber gesehen, wenn er gleich an die Uni gegangen wäre. Ihm war jedoch die Praxis wichtig erschienen, wenn er Metallbau studieren wollte.

»Habe gehört, da kommen heute drei Neue«, mischte sich Linus ein, ein blasser Typ, der sich mit Schminke und Kleidung alle Mühe gab, möglichst emomäßig zu wirken. Aus unbekanntem Gründen schien er es für schick zu halten, depressiv und düster zu sein, was allerdings durch seine sehr fröhliche und oft laute Art immer wieder sabotiert wurde.

»Echt? Na hoffentlich ist mal wieder eine Frau dabei. Wir könnten Verstärkung gebrauchen«, warf Katharina von hinten ein, während sie sich an ihnen vorbei in den Raum drängte und ihre vier Freundinnen, die einzigen anderen Mädchen in der Klasse, begrüßte.

»Wenn die mehr Tussi sind, als die da, dann gerne«, nuschelte Benny so leise, dass keine der weiblichen Auszubildenden ihn hören konnte. Marco verzog kurz den Mund. Er teilte Bennys Meinung nicht. Nur zwei der Frauen wirkten etwas burschikos: Leni, die ebenfalls Hufbeschlag lernte und die große Marika,

die Fachrichtung Nutzfahrzeugbau absolvierte. Mit der hübschen, dunkelhaarigen Denise verstand sich Marco besonders gut. Seit ein paar Monaten arbeitete sie im selben Betrieb wie er. Seine vorsichtig flirtenden Vorstöße hatte sie indes bisher immer ignoriert.

Nun, er war darin auch nicht besonders geschickt. Möglicherweise war er ihr mit seiner zu plump wirkenden Gestalt, den braunen, kurzen Haaren, der verdammten Stupsnase, den Sommersprossen und den viel zu fahlen, graublauen Augen einfach nicht attraktiv genug. Eventuell sollte er etwas gegen sein leichtes Übergewicht tun. Meist fehlte ihm jedoch zu mehr als einer Runde Radfahren die Motivation.

»Scheiße! Was ist denn das für einer? Sag nicht, dass der wirklich zu uns kommt«, wisperte Benny ihm vom Nebentisch zu, als Marco gerade seine Tasche auspacken wollte. Überrascht hob er den Kopf, folgte der Geste seines Kumpels und riss verblüfft die Augen auf. Zusammen mit ihrem Lehrer Herrn Johansen waren zwei junge Männer und eine Frau in den Klassenraum gekommen. Sofort zogen sie die Aufmerksamkeit aller auf sich. Ganz besonders der junge Mann mit den dunkelbraunen Haaren und violett gefärbten Spitzen. Groß gewachsen, mit relativ breiten Schultern und einem fein geschnittenen Gesicht. Mit einem spitzbübischen Lächeln blickte er sich in der Klasse um.

Die Kleidung des Neuankömmlings war kaum weniger auffällig als er selbst. Eine enge, löcherige Jeans steckte in Cowboystiefeln mit nicht wirklich dezenten Strasssteinen. Das hellgelbe Hemd trug er halb offen, darüber eine dunkelgraue Weste, die ebenfalls mit glitzernden Elementen besetzt war. Zu allem Überfluss hingen an seinen Handgelenken lederne, neben regenbogenfarbenen Armbändern. Oh ja, er hätte sich »schwul« nicht deutlicher auf die Stirn tätowieren lassen können.

Alles an dem Typ war ungewöhnlich. Von den sorgfältig gestylten Haaren mit modischem Undercut, bis hin zu dem eindeutig schwarzen Kajalstrich um die Augen, die diese Betonung nicht einmal nötig gehabt hätten.

Marco stutzte. blieb der Blick des Neuen etwa kurz an ihm hängen? Er war sich nicht ganz sicher, runzelte die Stirn und stieß einen unterdrückt verblüfften Laut aus, als er in die dunklen Augen des Neuen schaute. Unglaublich faszinierend, tiefbraun und verführerisch, ließ ihr Anblick seinen Nacken kribbeln, den Puls noch schneller werden. Marcos Herz klopfte plötzlich härter als zuvor und um ein Haar wäre ihm seine Federmappe

entglitten. Wow, was war das denn für einer? Der sah ja mal gut aus. Und völlig abgedreht.

In Marcos Brust flatterte etwas und er senkte rasch den Blick. Hoffentlich hatte keiner bemerkt, wie er ihn angestarrt hatte. Allerdings starrten im Grunde alle den Neuen an.

»Boah, wenn das nicht ne Schwuchtel ist, fress ich nen Besen«, murmelte Jörg neben ihm und machte ein abfälliges Gesicht. Hinter ihnen kicherte es und das Tuscheln wurde lauter, während die drei Neuen sich neben den Lehrer stellten, der die Klasse begrüßte.

Das Mädchen war recht zart gebaut. Lange, dunkelblonde Haare waren zu einem lockeren Zopf gebunden. Nervös schob sie sich die nerdig wirkende Brille auf der Nase hoch. Neben ihr stand ein schlaksiger Typ mit schwarzen Haaren und unübersehbar südländischem Einfluss, der das Kinn vorgeschoben hatte und alle kampflustig musterte.

Marco schmunzelte, als er bemerkte, wie dieser Typ immer weiter von dem anderen abwich, während der Lehrer vorschlug, dass die drei sich der Klasse selbst vorstellten. Sogleich lächelte der junge Mann mit den schrägen Klamotten, strich sich in einer einstudiert wirkenden Geste die Haare zurück und trat vor den Tisch des Lehrers. Erneut gewann Marco den Eindruck, dass er ihn kurz musterte. Betreten senkte er den Kopf. Seine Wangen brannten. Irgendwo hinter dem Bauchnabel zog es.

Verdammt, er war doch längst aus der Phase rausgewachsen. Oder etwa doch nicht? Dieser Typ brachte in ihm eine Saite zum Klingen, die er längst vergessen hatte. Dabei lag seine letzte Beziehung noch gar nicht so lange zurück. Auch wenn seine Interessen und die seiner Freundinnen vielleicht nicht immer dieselben gewesen waren, so hatte er währenddessen nie das Bedürfnis nach männlicher Gesellschaft gehabt.

»Hey, neue Klasse!« Der Typ hob grüßend die Hand, sein Lächeln vertiefte sich. Eine angenehme Stimme, die, wie das Zucken um seinen Mund, leicht spöttisch wirkte. Marcos Herz wummerte weiter. Neugierig hob er wieder den Kopf.

Wow, in diesen Augen könnte man glatt versinken. Und dann noch diese langen Finger und die festen, sonnengebräunten Unterarme. Die feinen Härchen darauf luden regelrecht zum Darüberstreichen ein. Quatsch, was dachte er denn da gerade? Marco biss sich verlegen in die Unterlippe.

»Mein Name ist Felipe Petersen, und ich lerne Fachrichtung Nutzfahrzeugbau und Fahrzeugkonstruktionstechnik. Und bevor ihr euch den Kopf ewig zerbrecht, ob ich vielleicht schwul bin: Ja, bin ich. Aber so was von stockschwul.« Grinsend blickte Felipe sich um, während sich verblüfftes Schweigen über die Klasse legte und wirklich jeder ihm volle Aufmerksamkeit zollte.

»Ich bin so furchtbar schwul, dass für gewöhnlich alle homophoben Arschlöcher bei meinem Anblick vor Schreck in einer rosa Wolke explodieren. Puff!«

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Zwillingstraum

Juliane Seidel

Ein unbestimmtes Geräusch riss Nazar aus dem Schlaf. Im ersten Moment wusste er nicht, wo er sich befand, dann hob er den Kopf von dem Folianten, der aufgeschlagen auf dem Studiertisch lag. Seine Feder war ihm aus der Hand gerutscht und auf das Pergament gefallen. Jetzt zierten ein paar Flecken seine Abhandlung über die Wirkung des Zwillingmonds auf die Magie. Fluchend setzte er sich auf, strich sich das Haar aus dem Gesicht und betrachtete den Schaden. Diese Seite musste er wohl neu schreiben.

Sein Blick wanderte durch die kleine Kammer, die er bei seiner Meisterin Shamalla bewohnte. Die Kerzen waren heruntergebrannt. Lediglich das Feuer, das er gegen die winterliche Kälte im Kamin entfacht hatte, spendete ein wenig Licht. Es malte flackernde Schatten auf die Bücherregale, das ungemachte Bett und den unförmigen Kleiderhaufen neben der Tür. Er war nie sonderlich ordentlich gewesen – jetzt bereute er es. Sein wohlgeordnetes Chaos wirkte dank der zuckenden Flammen irgendwie unheimlich. Er war nicht stolz darauf, doch hin und wieder gruselte er sich in der alten Villa seiner Meisterin. Dann geisterten die Geschichten und Sagen in seinem Kopf herum, die sich seine Familie in langen Winternächten am Feuer erzählt hatte. Ein knarrendes Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Sein Herzschlag verdoppelte sich. Ein Schauer kroch ihm über den Rücken. Sofort hatte er die Stimme seiner Großmutter im Kopf, die ihm von den bösen Traumfressern erzählt hatte, die des nächstens über die Schlafenden herfielen und ...

Vehement schüttelte er den Gedanken ab. Er war zu alt, um irgendwelche Schauernmärchen zu glauben. Seine Finger schlossen sich um den Kelch, der am Rand des Tisches stand. Mit einem Schluck leerte er ihn und genoss den süßlichen Geschmack des Honigbiers. Seit der Nacht des Zwillingmonds vor vier Monaten hatte er eine Affinität zu diesem Getränk entwickelt.

Unwillkürlich wanderten seine Gedanken zu Kiama und den Ereignissen des letzten Sommers: Ihre Begegnung in der Stadt, das Duell gegen ihren Mitschüler Marit und die leidenschaftliche Nacht im Garten, die sich seitdem nicht wiederholt hatte. Zum einen lag das an der Arbeit, die sich in den letzten Wochen wie eine Lawine über ihn ergossen hatte: Unzählige Bücher über Magietheorie, die Shamalla ihm zum Lesen gegeben hatte, die Abhandlung über die Ereignisse in der Nacht des Zwillingmonds, die der Magierrat endlich lesen wollte, und natürlich die ausufernden Verhandlungen über seine Fehlritte gegenüber Marit. Selbst eine Verbannung aus der

Magierstadt Almaz hatte für einige schreckliche Tage im Raum gestanden, doch seine Meisterin hatte das Unheil abwenden können.

Zum anderen war auch Kiama stark eingespannt. Er hatte kaum Zeit, etwas anderes zu tun, als unter Shamallas Anleitung die Magielinien zu erforschen, um irgendwann willentlich auf die Macht zuzugreifen, die ganz Adaan wie ein unsichtbares Netz überspannte. Diese Übungen erschöpften den Südländer mehr als Nazar das stundenlange Lesen und seine Arbeit an dem Bericht für den Rat.

Trotz aller Vorsätze, sich besser kennenzulernen, sahen sie sich im Grunde nur zu den Mahlzeiten und da waren sie zu müde, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Mehr als einen kurzen Gruß und das Austauschen einiger Belanglosigkeiten hatten sie bisher nicht zustande gebracht. Dabei konnten sie nur zusammen einen Zauber wirken, doch Shamalla hatte Versuche jeglicher Art strikt verboten. Hauptgrund war der Magierrat, der einen genauen Bericht darüber forderte, wie ihre gemeinsame Zauberei funktionierte und welche Gefahren diese neuartige Art der Magie barg. Wahrscheinlich wollten sie nicht riskieren, die Kontrolle zu verlieren. In ganz Adaan gab es niemanden, der über ihre vom Zwillingenmond besiegelte Verbindung Auskunft geben konnte, also ordneten die Ratsmitglieder strenge Überprüfungen an. Solange nicht alle offenen Fragen geklärt waren, durften sie keinerlei Magie anwenden. Daher hatte Shamalla ihre gemeinsame Zeit in den letzten Wochen auf wenige Minuten beschränkt und sie getrennt voneinander unterrichtet. Es glich einem Wunder, dass sie ihre Lehrlinge vor wenigen Stunden verlassen hatte, um an die Küste zu reisen. Ob der Rat davon wusste? Hatte er seine Zustimmung gegeben oder hatte Shamalla die Stadt heimlich verlassen? Vielleicht war sie die angespannte Atmosphäre zwischen ihm und Kiama leid und gab ihnen eine Möglichkeit sich auszusprechen.

*Verdammt!*

Jetzt hatte er endlich die Chance ... Nazar erhob sich und schlug das Buch zu. Unzufriedenheit und Resignation nagten an ihm. Er wollte Kiama näher kennenlernen und endlich Klarheit in seine chaotische Gefühlswelt bringen. War das nicht ebenso wichtig, um gemeinsam einen soliden Zauber zu wirken, wie das Büffeln theoretischer Formeln und Sprüche? Was brachte es, wenn er zu nervös war, um sich zu konzentrieren?

Er ballte die rechte Hand zur Faust und verbarg damit das verschlungene Symbol in seiner Handfläche. Das Zeichen hatte inzwischen seine Farbe geändert und strahlte in einem blassen Rosaton. Nazar hatte keine Ahnung, was es bedeutete, aber es passte sich augenscheinlich dem von Kiama an, das von Anfang an tiefrot leuchtete.

Bevor ihn seine Gefühle übermannten, schüttelte er die Gedanken ab. Er sollte zu Bett gehen und wenigstens ein paar Stunden zur Ruhe kommen. Morgen gab es gewiss eine Chance, um mit Kiama zu reden und alles zu klären, was zwischen ihm stand.

Gerade als er sich das Hemd über den Kopf streifen wollte, erklang das Knarren erneut. Dieses Mal schlossen sich dem Geräusch leise Schritte an. Kiama schien durch die Flure der Villa zu streifen und er musste in unmittelbarer Nähe seines Zimmers sein. Ob er ebenfalls das Gespräch suchte? Schlagartig kam Nervosität in ihm auf.

Mit einem Kribbeln im Magen fuhr er zur Tür herum. Zu seiner Überraschung konnte er keinen Lichtschein unter dem Türblatt ausmachen. Schlich Kiama um diese nachtschlafende Uhrzeit etwa in vollkommener Dunkelheit durch die Gänge? Oder handelte es sich um einen Eindringling?

Nazar schob die Gedanken von sich. Seine Meisterin sicherte ihr Anwesen mit magischen Fallen. Niemand kam problemfrei in die Villa. Es konnte nur Kiama sein. Warum er keine Kerze mitgenommen hatte, wusste Nazar nicht, doch er würde es gleich erfahren. Er zog einen langen Morgenmantel über und trat zur Tür. Lauschend lehnte er sich gegen das Holz. Zunächst konnte er nichts hören, dann erklangen abermals Schritte, gefolgt von einem seltsamen Murmeln, das so gar nicht nach dem Südländer klang.

Eine Gänsehaut überzog seine Arme und ein Kloß setzte sich in seinem Hals fest. Automatisch hatte er wieder die Traumfresser im Kopf. Energisch schüttelte er das Bild der kleinen Monster ab, griff nach dem Leuchter und öffnete die Tür. Im Flur war niemand zu sehen. Dennoch glaubte er, Geräusche zu hören, die die Treppe hinauf in den zweiten Stock führten. Er atmete tief durch, dann folgte er dem leisen Gemurmel und den Schritten.

Als er an Kiamas Zimmer vorbeikam, hielt er an und klopfte in der vagen Hoffnung, dass es doch nicht sein Mitschüler war, der durch die Villa geisterte. Wie erwartet, war der Raum leer. Eine einsame Kerze brannte auf dem Nachttisch, das Bett war zerwühlt. Es schien, als wäre Kiama nur kurz aus dem Zimmer gegangen. Nur, hätte sein Freund in dem Fall nicht die Kerze mitgenommen? War es vielleicht doch jemandem gelungen, in das Anwesen einzudringen – ein mächtiger Zauberer womöglich - und Kiama hatte die Verfolgung aufgenommen?

Ein leises Scheppern richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den nächtlichen Wanderer. Er fluchte leise, hetzte aus dem Zimmer und folgte dem Rascheln und Kratzen, das immer wieder von dumpfen Geräuschen unterbrochen wurde. Wer auch immer mitten in der Nacht das oberste Stockwerk auseinandernahm, es klang ganz danach, als würde diese Person nach etwas suchen.

In Windeseile lief er die Treppe hinauf. In den oberen Etagen war es spürbar kälter. Shamalla heizte die Zimmer selten, da sich ihre Räumlichkeiten im Erdgeschoss und ersten Stock befanden. Zitternd zog er sich das Gewand enger um den Körper und lief einen langen Flur entlang. Am Ende des Ganges stand eine Tür offen. Das Rascheln von Stoff und ein leichtes Schaben waren zu hören. Nazar schluckte trocken, als er sich näherte. Von Kiama war weit und breit nichts zu sehen. Mit einer Hand schirmte er das Licht der Kerze ab, um sich nicht zu verraten, und warf einen Blick durch den Spalt.

Eine dunkle Silhouette wanderte durch den Raum, tastete über die Wände und schob ungelenken einige Kisten beiseite. Plötzlich drehte er sich um und lief in die andere Richtung. Nazar war sich nicht sicher, ob der Mann tatsächlich etwas suchte. Dazu waren die Bewegungen zu zufällig und unkontrolliert. Mit gerunzelter Stirn beobachtete er das Treiben. Gerade als er den Eindringling zur Rede stellen wollte, kam dieser auf ihn zu. Licht zuckte über ein wohlbekanntes, ebenmäßiges Gesicht mit brauner Haut, dunklem Haar und tiefschwarzen Augen.

»Kiama?«, stieß Nazar hervor.

Sein Freund schien ihn nicht zu hören. Er stieß die Tür weiter auf und wankte an Nazar vorbei, ohne ihn auch nur anzublicken. Sein Gesicht wirkte seltsam leer und teilnahmslos, als sei er gar nicht da. Mit starrem Blick ging Kiama den Flur entlang zur Treppe hinüber.

Nazar war viel zu verwirrt, um zu reagieren. Erst als der Südländer aus seinem Sichtfeld verschwand, gab er sich einen Ruck und folgte ihm. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Was geschah hier? Warum war Nazar mitten in der Nacht in einem Raum, der als Abstellkammer genutzt wurde? Wieso hatte er ihn nicht bemerkt? War Kiama Schlafwandler? Nein, das konnte nicht sein! Wäre der Südländer nachts in der Villa unterwegs, hätte Shamalla dies schon längst mitbekommen. Oder gab es jemanden, der Einfluss auf ihn nahm? Ein Bann vielleicht? Aber selbst den hätte Shamalla registrieren müssen. Es sei denn ... man hatte ihn seinem Freund erst vor wenigen Stunden auferlegt.

Als er Kiamas Zimmer betrat, lag Kiama in seinem Bett, als hätte er es nie verlassen. Seine Atemzüge gingen tief und gleichmäßig. Lediglich die Staubflecken an seinen Händen und der Schmutz an seinen Füßen zeugten davon, dass er unterwegs gewesen war. Nazar trat näher und blickte auf Kiama hinab. Was auch immer hier vorging, es musste bis morgen warten. Er war viel zu durcheinander, um jetzt ein sinnvolles Gespräch mit seinem Freund zu führen. Außerdem sollte man Schlafwandler nicht wecken, wenn man keinen Fluch heraufbeschwören wollte. Zumindest hatte seine Mutter das

immer gesagt und er achtete ihre Worte.

Behutsam deckte er Kiama zu und verließ das Zimmer. Es war besser, ihn schlafen zu lassen und selbst zur Ruhe zu kommen. Er würde morgen mit ihm reden und hoffen, dass Kiama ihm Glauben schenkte.

**Fortsetzung in  
„Like a Dream - Benezifanthologie“**

# Inhaltsverzeichnis

- [Mehr als ein Traum – Karo Stein](#)  
[Träume für Finn – Elisa Schwarz](#)  
[Der unsichtbare Mantel - Sabrina Železný](#)  
[Die Freiheit in Gedanken - Jannis Plastargias](#)  
[Like a Dream Unexpected Regrets- Bianca Nias](#)  
[Ocean Dreams- Die Einsamkeit am Meer - Savannah Lichtenwald](#)  
[Unter dem Wasser - Thomas Pregel](#)  
[Mein Held - Jobst Mahrenholz](#)  
[Alb Träume - Anna Maske](#)  
[Alles Gute zum Geburtstag - Alexa Lor](#)  
[Klangfarben der Liebe 1965 - Florian Tietgen](#)  
[Bruderliebe - Tanja Meurer](#)  
[Bacha-Bazi - Laurent Bach](#)  
[Anam Cara - Leann Porter](#)  
[Lebe deinen Traum - Chris P. Rolls](#)  
[Zwillingstraum - Juliane Seidel](#)

## *Weitere Informationen:*

Juliane Seidel, 2016  
Zietenring 12  
65195 Wiesbaden  
[www.juliane-seidel.de](http://www.juliane-seidel.de)  
[www.like-a-dream.de](http://www.like-a-dream.de)  
koriko@gmx.de

Rückmeldungen gerne per mail, den Blog oder bei Facebook: Die Autoren freuen sich über Rezensionen.